

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

11. Jahrgang 1963

4. Heft/Oktober

THEODOR ESCHENBURG

CARL SONNENSCHNEIN¹

Carl Sonnenschein war Rheinländer und wurde 1876 in Düsseldorf², im gleichen Jahre wie Pius XII. und Adenauer, geboren. Sein früh verstorbener Vater und ebenso sein Stiefvater waren Handwerker. Ende der achtziger Jahre war der Kulturkampf, der Streit zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche, der 1872 eingesetzt hatte, förmlich beendet worden. Die Kulturkampfstimmung flaute allmählich ab, aber sie schwang noch lange nach. Die Katholiken empfanden ihre Stellung in dem preußisch-deutschen Reich unter protestantischer Vorherrschaft als zweitrangig. Sie fühlten sich diskriminiert, vor allem in dem ständig wachsenden Bereich der amtlichen Personalpolitik³. Die katholische Volksbewegung, die Ende der dreißiger Jahre mit dem Kölner Kirchenkonflikt eingesetzt hatte, tendierte dazu, sich konfessionell abzukapseln; Reichsgründung und Kulturkampf gaben dieser Tendenz starken Auftrieb. Es entstand eine in sich geschlossene Sondergesellschaft. Wo immer ein Zusammenschlußbedürfnis unter den Katholiken in dieser vereinsfreudigen Zeit aufkam, wurde diesem durch Gründung besonderer exklusiv-konfessioneller Verbände entsprochen.

Teils freiwillig, teils gedrängt hatten sich so die Katholiken in eine Ghettostellung begeben. Sie selbst gebrauchten diesen Ausdruck: „Das harte Worte vom Ghetto ist auf unserer Seite gefallen“⁴, hat Sonnenschein nach dem Ersten Weltkrieg einmal gesagt.

Aus der Diskriminierung und Ghettostimmung war ein in erster Linie politisches Inferioritätsbewußtsein entstanden. Die Protestanten, gleichgültig, ob sie ihrer Kirche nahe oder fern standen, erkannten vielfach den Defensivcharakter der katholischen Abgeschlossenheit nicht. Sie sahen in der katholischen Kirche mit ihrer Unterstellung unter den Papst in Rom, ihrer strengen hierarchischen Ordnung, der disziplinierten Geschlossenheit von Klerus und Gläubigen und ebenso im Zentrum, der deutschen katholischen Partei mit der politischen Disziplin ihrer Anhänger, einen Fremdkörper, einen unheimlichen Machtblock, der die nationalstaatliche Integration in dem neu gegründeten, lang herbeigesehnten Reich hemmte und störte.

¹ Erweiterte und überarbeitete Fassung einer Rede, die ich als Rektor der Universität Tübingen bei Einweihung des Carl-Sonnenschein-Studentenheims im Mai 1962 gehalten habe.

² Zum Biographischen s. Heinrich Nahen, Sonnenschein, in: Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, Bd. 4, Freiburg i. B. 1931, Sp. 1625–1630.

³ Dazu Theodor Eschenburg, Ämterpatronage, Stuttgart 1961, S. 36ff.

⁴ Carl Sonnenschein, Der Katholizismus, in: Volk und Reich der Deutschen (hrsg. von Bernhard Harms), 1. Bd., Berlin 1929, S. 427.

Dieses Mißtrauen beruhte darauf, daß die Generation Windthorst, der 1891 gestorben war, antibismarckisch und großdeutsch eingestellt gewesen war. Zwar bejahten die nachfolgenden Generationen, vor allem die Sonnenscheins, aus Überzeugung das kleindeutsche Reich, aber die Aversion gegen das evangelische Kaisertum wirkte noch nach, ebenso wie Bismarcks Kampf gegen das Zentrum, das er reichsfeindlich genannt hatte. In der damals viel gebrauchten, heute vergessenen Bezeichnung „ultramontan“ für den politischen Katholizismus kam das politische Mißtrauen und der Verdacht nationaler Unzuverlässigkeit zum Ausdruck.

Im Grunde bestand zwischen Katholiken und Protestanten ein gegenseitiges Furchtverhältnis. Den Katholiken ging es faktisch zunächst um die Behauptung ihrer Minderheitsposition gegenüber der Vorherrschaft der Protestanten – im Prinzip um ihre politische Gleichberechtigung. Die Protestanten wehrten sich gegen die Parität, weil sie fürchteten, daß sie dank deren Geschlossenheit zu einem Übergewicht der Katholiken führen würde. Sonnenschein, der bei aller religiösen Demut ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein besaß, hat unter der Ghettoposition, unter der Diskriminierung der Katholiken, vor allem aber unter deren politischem Inferioritätsgefühl schwer gelitten und nach Wegen gesucht, von katholischer Seite dieser Erscheinung wirksam zu begegnen.

Nachdem Sonnenschein ein Semester an der Universität Bonn studiert hatte, ging er 1894 nach Rom und blieb hier bis 1901, als Zögling des Collegium Germanicum, jener von Jesuiten geleiteten Anstalt zur Heranbildung deutscher Geistlicher. Er ist hier zum Priester geweiht worden und hat an der Gregoriana, der päpstlichen Universität, promoviert. Ein sehr eifriger Theologiestudent scheint er in Rom nicht gewesen zu sein, um so mehr haben ihn die sozialen und politischen Strömungen in Italien interessiert.

1891 war die Enzyklika „Rerum Novarum“ erschienen. An ihr hatte maßgeblich der Soziologe und Nationalökonom Giuseppe Toniolo, ein Vertrauensmann Leos XIII., mitgewirkt. Toniolo vertrat damals in Rom ein wissenschaftliches Programm zur sozialen Neuordnung der durch die Industrialisierung revolutionär veränderten Gesellschaft mit dem Ziel einer durchgreifenden materiellen, moralischen und wirtschaftlichen Besserstellung der unteren Schichten. Für diese Reform brachte Toniolo das Wort „christliche Demokratie“ wieder in Geltung, dachte dabei aber entsprechend der offiziellen Vatikanpolitik nicht an eine Änderung der Herrschaftsbeziehungen. So sehr Sonnenschein, der an Ketteler und Kolping geschult war, die Reformpläne Toniolos beeindruckt haben, noch mehr faszinierte ihn dessen Motivation: den Kampf um die Neuordnung im christlichen Sinne durchzusetzen, sei die säkulare Aufgabe der Kirche; sie stelle dadurch ihre „Superiorität“ unter Beweis, die in Italien durch die Eroberung des Kirchenstaates, aber auch verstärkt durch die allgemeine Entwicklung, in Frage gestellt war, und mache sie wieder glaubwürdig⁵.

In Sonnenscheins Reden und Schriften kehren diese Gedankengänge Toniolos

⁵ Carl Sonnenschein, *Aus dem letzten Jahrzehnt des italienischen Katholizismus*, Elberfeld 1906, S. 14.

von dem politisch-sozialen Aktivismus der Katholiken und der Superiorität der Kirche, vielfach mit Berufung auf diesen, immer wieder. Von ihm empfing er einen Teil der Grundlagen seines eigenen künftigen Sendungsbewußtseins und Aktionsprogramms.

Zugleich erfuhr Sonnenschein in dieser Zeit durch den Priester Romolo Murri praktische Anleitungen von bleibender Wirkung. Murri, ebenso wie Toniolo von der Idee der sozialen Neuordnung erfaßt, aber politisch dessen Gegner, war einer der maßgeblichen Führer der christlich-sozialen Bewegung in Italien.

Während Toniolo unter dem Aspekt der sozialen Neuordnung von einem politischen Primat des Papstes träumte (was wohl auch der geheime Wunsch Leos XIII. gewesen sein mag⁶), ging Murri vielmehr von einer indirekten Führung der Kirche aus – nämlich durch Erziehung der Gläubigen im sozialen Geiste, die diese in politische Aktivität, also auf demokratischem Weg, umsetzen sollten. Dazu bedurfte es aber eines „religiösen Erwachens der Kirche zum Politischen und Sozialen“ hin, für das wiederum deren Reorganisation die Voraussetzung war. Die soziale Erweckung der Kirche, deren Klerus weitgehend in restaurativen Vorstellungen verharnte, war Aufgabe eben der christlich-sozialen Aktion. Murri war bei aller Dogmentreue im weltlich- und kirchlich-politischen Bereich ein Demokrat.

Seit der Annektierung des Kirchenstaates durch das Haus Savoyen und der Gründung des Königreiches Italien hatte Pius IX. den Katholiken die Teilnahme an den Wahlen, ja jegliche politische Betätigung im öffentlichen Leben untersagt. Murri bekämpfte öffentlich das päpstliche Verbot und betrieb ohne Rücksicht auf die Kurie die politische Aktivierung der italienischen Katholiken. Er vertrat ausgesprochen demokratische und soziale Tendenzen. 1909 wurde er wegen Mißachtung des päpstlichen Verbots exkommuniziert, nachdem er vorher schon suspendiert worden war. Was er wollte, war die „Einschaltung der Demokraten in die Welt des Christentums“, wie es Sonnenschein später beschrieben hat, „die neue Machtentfaltung der Kirche im Bund mit den dem Sozialismus unweigerlich verfallenen Bewegungen der Linken . . . die Zukunftsarbeit einer reorganisierten Kirche in tiefster Fühlung mit den erwachenden und Lösung fordernden demokratischen Tendenzen des Volksganzen . . . vor allem durch die Forderung einer freien politischen Tätigkeit der italienischen Katholiken, unabhängig von kirchlicher Direktive“.⁷ Murri wurde zum Freund und Lehrmeister Sonnenscheins, dieser durch ihn zum sozialen Priester. Sonnenschein lernte von Murri vor allem die Erkenntnis der sozialen Lage der Arbeitenden und den Umgang mit dem Proletariat, mit den Massen.

Sonnenschein gab Murris Buch „Kämpfe von heute“⁸ 1908, ein Jahr, nachdem Murri von Pius IX. suspendiert worden war, in deutscher Übersetzung, allerdings

⁶ Walter Goetz, Papst Leo XIII, in: Meister der Politik, (hrsg. von Erich Marcks und Karl Alexander von Müller), 3. Bd., Stuttgart-Berlin 1923, S. 480 f.

⁷ Ernst Thrasolt, Dr. Carl Sonnenschein – Der Mensch und sein Werk, München 1930, S. 55.

⁸ Köln-Wiesbaden 1908.

anonym, heraus. Er hätte hierfür das bischöfliche Imprimatur nicht erhalten; daß es von ihm stammte, blieb aber nicht unbekannt. Nur zwei Zitate aus dem Murrischen Buch mögen diesen charakterisieren: „Und während man es den höchsten Autoritäten der Kirche außerordentlich übel anrechnet, daß sie die Religion der Politik unterordnen und in die kirchliche Amtsführung bürgerliche, autoritäre oder imperialistische Regierungsmethoden hineinbringen, erweckt seinerseits der Geistliche in Italien den Eindruck eines Professionisten, der ruhig von den religiösen Diensten zu leben sucht, die er verrichtet, in gefügiger Unterwerfung seinem Bischof gegenüber, in Sorge um seine Karriere, in Angst vor der Suspension und bar jedes eigenen Willens und eigener Initiative“⁹ . . . „Aber diejenigen, die denken und prüfen, können den ungeheuren Unterschied ermessen, der zwischen dem historischen Typ des zivilisierten Menschen, der die durchschnittlichen Gewohnheiten und Bestrebungen des 18. Jahrhunderts verkörpert, und dem Typ der Menschen besteht, der in einigen Dezennien die Demokratie, die Wissenschaft und die christliche Religion in lebendiger Synthese der Seele vereinigen wird. Und sie sind daher der Überzeugung, daß der Katholizismus mit vielen und umfassenden Änderungen in der Kultur und den Gebräuchen seiner Anhänger, in dem Geist und den Normen seiner offiziellen historischen Wirksamkeit seine Zukunft erobern muß, obwohl dies alles nur ein Zurückkehren zu seinen Ursprüngen und keineswegs eine Abweichung vom Geiste und von der wahren Bestimmung bedeuten kann und wird . . .“¹⁰

Daß Sonnenschein das Wagnis einer Übersetzung der revolutionären Schrift auf sich genommen hat, zeigt, wie sehr ihm daran lag, sie den Deutschen zur Kenntnis zu bringen. Zwei Jahre vorher hatte er eine kommentierende Beschreibung der christlich-sozialen Bewegung in Italien – weitgehend auf Grund und eigenen Erlebens – unter dem Titel „Aus dem letzten Jahrzehnt des italienischen Katholizismus“ veröffentlicht. Diese politische Reportage, inhaltlich wie sprachlich glanzvoll geschrieben, als große journalistische Leistung schon damals anerkannt, erregte starkes Aufsehen, vielfach Empörung, aber auch Begeisterung, vor allem bei den Jüngeren. Dank dieses Buches, das vielleicht seine bedeutendste Publikation gewesen ist, wurde er in der breiteren katholischen Öffentlichkeit zu einer bekannten Erscheinung.

So sehr sich Sonnenschein von den Tendenzen Murris bewegen ließ, er übernahm sie indessen nicht ungeprüft und unverändert. Er war „trotz allem Revolutionären traditionsverbunden“.¹¹ Er wußte auch, daß die Verhältnisse in Italien anders lagen als in Deutschland, daß Programme und Aktionsmethoden nicht einfach ausgewechselt werden konnten. Aber der Aufenthalt in Rom, die Begegnung mit Toniolo, noch mehr die Verbundenheit mit Murri, bleiben die großen Erlebnisse von bestimmender Bedeutung für Sonnenscheins Start und Lebensweg.

Für Sonnenschein, Feuergeist von der Konstitution her, der von Kritik, Reform-

⁹ Murri, a. a. O., S. 274.

¹⁰ ebenda, S. 278.

¹¹ Thrasolt, a. a. O., S. 81.

plänen und Reformideen barst, als er 1901 aus Rom zurückkehrte, folgten fünf Jahre Kaplanstätigkeit in Aachen, Köln und Elberfeld. An jedem der drei Orte hat sein Dienst „mit einem Fiasko geendet“¹². 1906 wurde er auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Der Kölner Kardinal Antonius Fischer erklärte, „ihn nicht mehr in der Seelsorge verwenden zu wollen“¹³. In den Dienst und die hierarchische Ordnung der Kirche sich einzufügen, fiel ihm bei aller Glaubensstrenge und dogmatischen Disziplin sehr schwer. Nicht nur, daß seine Vorstellungen über die Wertskala seiner seelsorgerischen Pflichten andere waren als die der Kirche; zeitlebens hat er souverän seine Aufgaben und Arbeiten selbst bestimmt, aber sie auch selbst verantwortet. Ohne Auftrag und ohne Rücksicht auf seine Zuständigkeit, unter Vernachlässigung von Dienstobliegenheiten und Dienstzeiten packte er – damals wie später – vital, überlegen, kurz entschlossen und phantasievoll zu, weder Mühe noch Zeit scheuend, als Helfer und Berater, als Organisator und Redner. So hat er sich in seiner Elberfelder Zeit der italienischen Arbeiter, um die sich niemand kümmerte, in ihrem Elendsdasein mit großer Hingabe, aber auch in einer Weise angenommen, daß er behördlich Ärgernis erregte. – Wo Sonnenschein glaubte, etwas Entscheidendes sagen zu sollen, trat er oft ungebeten, nicht selten unvorbereitet, mit faszinierender Beredsamkeit, das Wesentliche blitzschnell erfassend und in einer brillanten Sprache darstellend, auf. Aber immer wieder erregte er das Mißfallen seiner Oberen und geriet auch in Konflikt mit den lokalen, regionalen und zentralen Führungsgremien des Zentrums, obwohl er zeitlebens dessen treuer Anhänger geblieben ist. Es war ebenfalls in Elberfeld, wo er bei den Kommunalwahlen gegen den geschlossenen Widerstand der Zentrumsnotablen, die einen Sanitätsrat aufstellen wollten, die Kandidatur eines Arbeiters durchsetzte.

Den zunächst in seiner Laufbahn gescheiterten Kaplan übernahm die Zentrale des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ in Mönchen-Gladbach. Noch einmal wollte man ihm Gelegenheit geben, sich zu betätigen und einzuordnen. Der Volksverein war 1890 von zwei katholischen Sozialpolitikern, dem Fabrikanten Franz Brandts, der ein sozialer Unternehmer war, und dem Priester Franz Hitze, einem sozial-wissenschaftlichen Autodidakten, der später Professor für christliche Gesellschaftslehre in Münster wurde, gegründet. Er war eine der ersten nicht sozialistischen Massenorganisationen und der größte nicht sozialistische Volksbildungsverein. In ihm fand Sonnenschein einen Aufgaben- und Wirkungsbereich, der ihm gemäß war. Aus eigener Kraft, aber auch dank der Freiheit, die ihm der Volksverein, manchmal allerdings nur sehr widerwillig, einräumte, konnte er die eigene Tätigkeit seiner Eigenart und seinen Ansprüchen entsprechend gestalten.

Das Deutschland, in das Sonnenschein als Fünfundzwanzigjähriger mit seinen römischen Erfahrungen und Eindrücken zurückgekehrt war, war ein Klassenstaat. Heinrich Mann hat in seinem Roman „Der Untertan“ trotz mannigfacher Übertreibungen und Verzerrungen ein im Kern treffendes Bild der feudal-bürgerlichen

¹² ebenda, S. 85.

¹³ ebenda, S. 77.

Gesellschaft gegeben. Die Karikaturen des „Simplizissimus“ aus jener Zeit, eines der damals am meisten gelesenen Wochenblätter, mit seinen Entstellungen und Übertreibungen wären nicht so wirksam gewesen, wenn sie nicht der Wirklichkeit nahegekommen wären. Die feudal-bürgerliche Gesellschaft stand dem großen Fragenkomplex, den man als „die soziale Frage“ bezeichnete, verständnis- und interessenlos, wenn nicht gar feindselig gegenüber – aus romantischer Überheblichkeit, aus Sorge vor revolutionären Änderungen der monarchisch-patriarchalisch-feudalen Ordnung und aus Angst vor einer Minderung des eigenen Wohlstandes. Man erlebte mit Genuß den ungeheuren wirtschaftlichen Aufstieg dank der rapide wachsenden Industrialisierung, aber man verschloß die Augen vor den gesellschaftlichen Folgeerscheinungen dieser revolutionären Veränderung der Wirtschaftsstruktur. Gewiß gab es die Katheder-Sozialisten, den evangelisch-sozialen Kreis und den katholischen Volksverein, aber die landläufige Meinung, auch der maßgeblichen Kreise, war nicht bereit, von dem gesellschaftlichen Wandlungsprozeß Notiz zu nehmen, geschweige denn ihm Rechnung zu tragen. Für das Klassenbewußtsein, das durch alle bürgerlichen Schichten bis tief ins Kleinbürgertum hineinging, war der Lohnarbeiter, der von der Hand in den Mund lebte, ungebildet; er war eine ohne Muße und ohne Zeit zum Nachdenken existierende Pariagegestalt. Der Arbeiter stand nicht nur auf der untersten Stufe der Einkommenskala, er galt auch gesellschaftlich als minderwertig und war in den Bundesstaaten durch das Klassen- oder Zensuswahlrecht politisch minderen Rechts. Es gab Herren und Knechte, und dieser Unterscheidung entsprachen die konventionellen Verkehrsregeln und Gebräuche.

Den Arbeitern, die sich von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlen mußten, bot eigentlich nur die Sozialdemokratische Partei mit ihrem großen Organisationskomplex von Partei, Gewerkschaft und vielfältigem Vereinswesen eine „Heimat“. Die Sozialdemokratie war damals eine Klassenkampfpartei, ihr Ziel die sozialistische Arbeiterrepublik, die sie aber mit legalen Mitteln anstreben und erreichen wollte. Mit ihrer grundsätzlichen Ablehnung der Staats- und Gesellschaftsordnung des Wilhelminischen Reiches, ihrer antikirchlichen Haltung, ihrem Ausschließlichkeitsanspruch, ihrer straffen Disziplin, die sie von der preußischen Staats- und Militärorganisation übernommen und in entsprechend strenge genossenschaftliche Solidarität abgewandelt hatte, war sie gleichsam eine „Gegengesellschaft“ im Reich vor dem Ersten Weltkrieg. Insofern hatte sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der katholischen Organisation, ja sie war viel exklusiver, aber auch dynamischer als diese, sie stand feindselig Staat und Gesellschaft gegenüber; sie wirkte offensiv und verfügte über ein weit über den eigentlichen sozialpolitischen Bereich hinausragendes politisches Gesamtprogramm. Die katholische Sondergesellschaft wollte sich nur behaupten, die sozialistische Gesellschaft wollte die Arbeiterschaft integrieren, um mit ihr, jedenfalls nach ihren programmatischen Grundsätzen, durch Überwindung der alten Ordnung eine neue zu gründen. Die Sozialdemokratie war eine offensive „Integrationspartei“. Sie schien Sonnenschein den Reformwillen und offensiven Charakter zu haben, den er dem deutschen Katholizismus wünschte. Aber sie hatte das

falsche, das feindliche Programm. Die Neuordnung nach ihrem Plan würde das Ende der Kirche und damit des Christentums bedeuten.

Sonnenschein verdammt die feudal-bürgerlichen Vorstellungen und machte aus dieser Verurteilung auch öffentlich kein Hehl. Das war in dieser Deutlichkeit und Eindringlichkeit, die vor gezielten Angriffen nicht zurückscheute, für einen katholischen Priester jener Zeit in Deutschland eine ungewöhnliche Haltung. Er konnte einfach durch den Glauben nicht den gesellschaftlichen Zustand ertragen, in dem er lebte. Den Herrenstandpunkt und das Herrendasein, aber nicht minder die soziale Indolenz empfand er zutiefst als unchristlich. Er sprach von „gesellschaftlichem Heidentum“¹⁴. Mit konstellationsbedingten Abschlagszahlungen an die Arbeiterschaft, wie es die Auffassung mancher Zentrums Politiker – in erster Linie aus wahl-taktischen Überlegungen – war, sei es nicht getan. Auch dürfe Mitleid nicht Triebkraft und Maßstab sozialer Haltung und Leistung sein, sondern diese müsse die ursprüngliche christliche Nächstenliebe bilden, die weithin verdrängt und verschüttet sei. Christliche Religiosität könne ohne soziales Verhalten nicht mehr bestehen. Was Sonnenschein wollte, war das „soziale Bewußtsein“ wecken, wobei er „sozial“ nicht definierte, es aber immer von neuem an zahllosen eindrucksvollen Beispielen aus dem Alltag illustrierte. Soziales Verhalten schien ihm danach die echte und uneingeschränkte Anerkennung der gesellschaftlichen Gleichberechtigung aller Volksschichten, ihre gesellschaftliche und politische Integration in den Nationalstaat zu erfordern. Die Integrationsinitiative muß von bürgerlicher Seite ausgehen. Die einander entfremdeten Volksteile müssen wieder zusammenfinden. Zum sozialen Verhalten gehöre eine ausgebaute Sozialgesetzgebung, die damals noch in den Anfängen stand, aber auch Unternehmensleistungen (bis an die äußerste Rentabilitätsgrenze) zur materiellen Besserstellung der Arbeiter und eine unablässige, großzügige Bereitschaft zur Minderung der sozialen Not durch private Aktivität.

Sonnenschein selbst hat das soziale Bewußtsein nicht nur gepredigt, sondern auch in diesem Bewußtsein gelebt und gewirkt. Zeit, Kraft und Geld stellte er bis zur letzten Ausschöpfung in den Dienst seiner Aufgabe. Rastlos – aber ohne sterile Betriebsamkeit – kannte er keine Muße. Er kam mit ganz wenig Schlaf aus. Er schien nie müde zu sein, konnte aber immer schlafen, wo sich die Gelegenheit dazu bot. Durch seine Hilfsbereitschaft hatte er fast ständig Schulden. Er lebte völlig bedürfnislos, asketisch, aber nicht um der Askese willen. Er hatte kein privates Interesse, bediente sich jedoch der jeweils modernsten technischen Einrichtungen und Mittel, um sein eigenes Arbeitspotential zu steigern. Er litt weder unter Mangel noch unter Überfluß. Tagelang, auch wochenlang, konnte er sich nur kümmerlich ernähren. Man merkte ihm das ebensowenig an, als wenn er fünfzehn Schnäpse hintereinander getrunken, eine ganze Torte auf einmal gegessen oder zwanzig Zigarren geraucht hatte. Jedoch entsprach sein Gesundheitszustand nicht seinem lebenskräftigen Aussehen.

Er war einer der begehrtesten Redner in der kaiserlichen und Weimarer Zeit, vielleicht sogar der begehrteste unter den Katholiken. Manchmal redete er viermal

¹⁴ Carl Sonnenschein, Aus dem letzten Jahrzehnt des italienischen Katholizismus, S. 19.

am Tag, ohne an rhetorischer Spontaneität und Anspannung nachzulassen. Seine an sich schon faszinierenden Reden wirkten aber durch das persönliche Vorbild seiner sozialen Hingabe, besonders durch die ungewöhnliche Aktionsintensität, schlechthin glaubhaft. Das eigene Vorbild stellte er nie heraus, obwohl er schon aus seiner natürlichen schauspielerischen Begabung heraus eitel war, was er dank dieser Begabung und seiner disziplinierten Haltung zu kaschieren verstand. Er war tief religiös und weltoffen zugleich. Innerhalb des festgefügtten, aber für den Kundigen und Entschlossenen auch weiten Rahmens schöpfte er die Freiheitsmöglichkeiten – nur im Dienst seiner Aufgabe – bis an die äußerste Grenze des für einen Mann seines Standes Zulässigen aus; er hat sie sogar manchmal überschritten. Das konnte nur ein Mann von diesem Format wagen; bei aller Institutionstreue war er bar aller Subalternität. Er war weder herablassend noch servil, er konnte in gleicher Weise mit Königen und Bettlern sprechen. Daß er ständig die gesellschaftlichen Bereiche in ihrer mannigfaltigen Schichtung wechselte, merkte man ihm nicht an. Er war ein eleganter, witziger Causeur, ebenso bei den italienischen Arbeitern in ihren Elendsquartieren wie in einem Salon. In der Debatte war er mit seiner Geistesgegenwart, seiner Schlagfertigkeit, seinem Einfallsreichtum kaum zu schlagen; aber er selbst konnte hart zuschlagen, ohne Rücksicht auf Rang und Stand. Ein Meister des Wortes, des Überschauens und der Einfälle, scheute er in der Rede und in der Diskussion auch nicht heikle Themen. Dabei improvisierte er viel. Ein Mann von so starker atmosphärischer Wirkung war Stimmungen ausgesetzt und Impressionen zugänglich, aber im Kern war er zäh und fest. Seine Vorstellungen über Fragen von sekundärer Bedeutung und Randerscheinungen, jedenfalls über die, die er als solche ansah, waren vielfach vage und wechselten. Aber in seinen programmatischen Grundsätzen machte er keine taktischen Konzessionen und mied billige Argumente.

Sonnenschein hatte keine Gesamtkonzeption einer gesellschaftlich-politischen Reform im institutionellen Sinn vor Augen. In solchen Kategorien zu denken, lag ihm nicht. An einen wesentlichen Umbau der Staatsordnung dachte er ebenso wenig wie das Zentrum. Was ihm vorschwebte, war die Umwandlung des Klassenstaates in einen Volksstaat, insbesondere auch die Wandlung von Haltung und Gesinnung. Davon ausgehend, vertrat er im Gegensatz zur Majorität des Zentrums mit Entschiedenheit die Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlrechts. Er forderte Korrekturen der Wirtschaftsordnung durch den Ausbau der sozialen Gesetzgebung; die rechtlichen Grundlagen der Wirtschaftsordnung wollte er nicht ändern, wie es damals noch Ziel der Sozialdemokratie war. Die Lage der Arbeiter glaubte er durch eine Änderung der Wirtschaftsgesinnung bessern zu können. Die entfremdeten Volksteile zusammenzuführen, war für Sonnenschein eine Frage der „Haltung“. Die „Gesinnungsreform“ sollte der „Zuständereform“ vorangehen, jene diese bewirken. Sonnenschein wollte die Gesellschaftsreform nicht von der Klasse her wie die Sozialisten, auch nicht vom Nationalen her, wohin Naumann tendierte, sondern vom Religiösen her, aber im nationalen Bereich, in Bewegung setzen. Das Zentrum ging ihm in der Sozialgesetzgebung nicht weit genug, obwohl

es noch die relativ aktivste Partei im bürgerlichen Bereich war. Ausgangsbasis war für Sonnenschein die Enzyklika „Rerum Novarum“. Sie war in weiten Kreisen des Klerus und des deutschen Katholizismus auf starken Widerstand gestoßen, ohne daß dies ausgesprochen wurde; er kam nur in der sehr reservierten Interpretation zum Ausdruck. Sonnenschein war einer ihrer radikalsten Interpreten und einer der lautesten und entschiedensten Mahner, sie in diesem radikalen Sinne zu realisieren.

Wo aber waren in der weltlich- und kirchlich-politischen, aber auch gesellschaftlichen Konstellation des Wilhelminischen Deutschland Ansatzpunkte für eine „soziale Erweckung der Kirche“, für die Schaffung eines sozialen Bewußtseins und eine Aktivierung der Kräfte des deutschen Katholizismus? Und welche Möglichkeiten standen Sonnenschein zur Verfügung? Er war ein Priester unter zahllosen in Deutschland mit seinen fünfundzwanzig Diözesen und einer unter vielen Mitarbeitern des Volksvereins. Auf den hohen Klerus, der zum erheblichen Teil einer Sozialreform reserviert gegenüberstand, hatte er keinen großen Einfluß. Von dieser Seite begegnete man ihm, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit Mißtrauen oder mit Geringschätzung. Man sah in ihm entweder einen Frondeur oder einen Schwärmer.

Sonnenscheins rhetorische Wirkung war trotz seiner in der Breite und Intensität gewaltigen Anstrengungen beschränkt. Vielleicht war er in den Kreisen der west- und süddeutschen Katholiken eine der bekanntesten Priestererscheinungen. Aber was bedeutete das schon? Der Volksverein ertrug diesen ungefügigen Mann, ließ ihm Freiheit zu reden, zu schreiben und zu organisieren, aber identifizierte sich nicht mit ihm. Sonnenschein agierte in der katholischen christlich-sozialen Richtung und stützte sich auf sie. Aber sie war ihm nicht entschieden genug. Er wirkte als Schrittmacher, aber war ein Einzelgänger, so wie Naumann im evangelischen Lager.

Wie immer die Stellung Sonnenscheins im Volksverein gewesen sein mag, man darf auch den Einfluß des Volksvereins auf die Zentrums politik nicht überschätzen. Die politische Führung der katholischen Sondergesellschaft lag bei der Zentrumsfraktion, als deren Unterbau vor allem für die politische Agitation die katholischen Organisationen, deren größte der Volksverein war, fungierten, ohne auf die Fraktion selber einen Einfluß auszuüben. Das Zentrum hätte bei seiner besonderen Lage kaum eine Aktionsbasis für Sonnenschein darstellen können. Es hatte sich im Reichstag eine Schlüsselposition zwischen Rechts und Links geschaffen. Das Primat seiner Politik blieb die Verteidigung der Katholiken. Es mußte daher um seiner Machtstellung als „ausschlaggebende Minorität“ willen eine Politik treiben, „die im wesentlichen Taktik“ war¹⁵. Das Zentrum war damals die einzige Volkspartei, da es alle Stände und Schichten – Großgrundbesitzer und Bauern, Unternehmer und Arbeiter, Beamte und Gewerbetreibende – umfaßte. Aber der mittelständisch-agrarische Charakter überwog. Das Zentrum konnte seine parlamentarische Schlüsselstellung nur durch Geschlossenheit behaupten und konnte Geschlossenheit nur

¹⁵ Thomas Nipperdey, *Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918*, Düsseldorf 1961, S. 284.

wahren, wenn es die vom Glauben her fundierte Disziplin nicht durch gesellschaftspolitische Spannungen überlastete, also Extreme sowohl nach der feudalen wie nach der proletarischen Seite mied.

Das hat Sonnenschein, wenn auch widerstrebend, gesehen. Er hat in seinem Buch über den italienischen Katholizismus den Unterschied der Position und dementsprechend der Haltung zwischen der christlich-sozialen Bewegung unter Murri in Italien mit ihren radikalen Tendenzen und dem deutschen Zentrum mit seinem Pragmatismus erkannt. Er respektierte dessen taktische Zwangslage in der gesellschaftlichen Status-quo-Orientierung allerdings nur sehr widerwillig. Die Gründung einer christlich-sozialen Partei, die früher in katholischen Kreisen erwogen worden war, lehnte er ab. Die Einheitsfront der Katholiken mußte gewahrt bleiben, die Spaltung des Zentrums in jedem Fall vermieden werden. Andererseits wußte er sehr wohl, daß ein großer Teil der Partei zu einer sozialreformerischen Haltung aus seiner Interessenlage heraus nicht bereit war. Zwar war das Zentrum von allen bürgerlichen Parteien noch sozialpolitisch die relativ aktivste, weil beachtliche Teile der Arbeiterschaft ihm angehörten. Für weite bürgerliche Kreise des Zentrums waren aber die sozialen gesetzgeberischen Projekte, die es vertrat, im Grunde nur Prohibitivmaßnahmen gegen eine Abwanderung der katholischen Arbeiterschaft zur SPD. Ein Anwachsen der Sozialdemokraten mit Hilfe der präsumtiven Arbeiterwähler des Zentrums mußte dessen Schlüsselposition im Parlament gefährden. Dieses Problem sah Sonnenschein auch. Nirgendwo wurde im Wahlkampf erbitterter zwischen Sozialdemokratie und Zentrum gerungen als in den Gebieten mit stark katholischer Arbeiterbevölkerung.

Sonnenschein war einer der aktivsten Wahlredner des Zentrums, doch sein Einfluß auf die Fraktion war sehr gering. Zu Trimborn, einem der maßgeblichen Zentrumspolitiker im Reichstag und preußischen Landtag, der zugleich stellvertretender Vorsitzender des Volksvereins war, stand er in engeren Beziehungen. Dieser hatte Verständnis für Sonnenscheins Ideen und Wirken und hat ihn in prekären Lagen geschützt. Aber er war ein „Meister des Ausgleichs“, wie ihn das Zentrum in seiner damaligen Position brauchte. Sonnenschein lag es auch nicht, Politik zu treiben. Er wollte sie nur anstoßen. Über den katholischen Bereich hinaus hatte Sonnenschein nur geringen Einfluß. Zwischen ihm und den protestantischen Christlich-Sozialen bestanden kaum Kontakte, obgleich diese in ihren Reihen, bei Konservativen und Liberalen auf noch stärkere Gegenkräfte stießen, als Sonnenschein in den seinen. Die konservative, im Grunde staatskirchliche Geistlichkeit begegnete Stöcker und Naumann mit ähnlichem Mißtrauen, wie es Sonnenschein von beachtlichen Teilen des Klerus erfuhr. Sein Respekt vor Stöcker kommt in einem Aufsatz über ihn in den *Notizen* aus dem Jahr 1927 zum Ausdruck¹⁶. Aus den Schriften des anderthalb Jahrzehnte älteren Naumann hatte Sonnenschein viel gelernt, wie er selbst bekannte. In seinem Buch über den italienischen Katholizismus sagte Sonnenschein bei einer Charakterisierung Murris: „In sozialer Hinsicht ein Refor-

¹⁶ Stadtmission, in: *Notizen – Weltanschauliche Betrachtungen von Dr. Carl Sonnenschein*, Heft 7 (Berlin 1929), S. 5ff.

mer im Stile Turatis, eine Erscheinung von der persönlichen Tragik eines Lamennais und von der idealistischen künstlerischen Geistesfülle unseres deutschen Naumann. ¹⁷ 1906 ist in einer Zeitschrift der katholischen Jugendbewegung „Jugendland“, ein Aufsatz von ihm unter dem Titel „Drei soziale Pastoren“ (Stöcker, Naumann, Hitze) erschienen¹⁸. Sonnenschein und Naumann hatten also starke Berührungspunkte, aber sie kamen nicht miteinander in Berührung. Naumann erschien, wie Heuss sagt, „der politische Katholizismus in der Gestalt der Zentrums-partei . . . als eine schwere Belastung der deutschen Politik, vorab wegen der taktischen Unberechenbarkeit sachlicher Entscheidungen . . .“¹⁹. Sonnenschein, ganz Schüler Kettlers und Kolpings, aber auch Toniolos, mißtraute dem Liberalismus. Naumann sah in der Lösung der sozialen Frage nach Abkehr von den christlich-sozialen Vorstellungen eine nationale Aufgabe. Zwar unterschied sich Sonnenschein in der nationalstaatlichen Haltung kaum von Naumann, aber die große Reform erschien ihm primär als eine christliche Aufgabe.

Am ehesten hatte Sonnenschein noch die Möglichkeiten bei den christlichen Gewerkschaften, bei denen er auch die stärkste Resonanz fand. Im Jahre 1900, in dem er aus Rom zurückgekehrt war, war der Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften gegründet worden. Versuche, eine politisch neutralisierte Gewerkschaft zu bilden, die lediglich Sozialpartner war, woran auch Naumann gedacht hatte, waren am sozialistischen Widerstand gescheitert. Die christlichen Gewerkschaften waren im Gegensatz zu den unter geistlicher Leitung stehenden patriarchalischen antidemokratischen und ausgesprochen konfessionellen Arbeitervereinen und Fachabteilungen eine demokratische, von der Kirche unabhängige und interkonfessionelle Interessenvertretung der Arbeiter. Die Anziehungskraft der sozialistischen Gewerkschaften auf die Arbeiter, die deren Interessen mit starker, sichtbarer Aktivität vertraten, war außerordentlich groß. Dazu waren die unter geistlicher Leitung stehenden, patriarchalischen katholischen Arbeitervereine nicht in der Lage. Zwar war den Katholiken die Zugehörigkeit zu sozialistischen Organisationen ebenso verboten wie die geheime Stimmabgabe für sozialdemokratische Kandidaten, aber es war fraglich, ob die kirchliche Disziplin stark genug wäre, die katholischen Arbeiter von den sozialistischen Gewerkschaften fernzuhalten. Von dort her wäre der Weg zur geheimen Stimmabgabe für die sozialdemokratische Partei nicht mehr weit gewesen.

Es war vor allem der katholische Volksverein und nach anfänglichem Widerstreben in erster Linie Hitze, der die Notwendigkeit erkannte, dieser Entwicklung institutionell zu begegnen. Die Gründung der christlichen Gewerkschaften war vom deutschen Katholikentag, vor allem dank des Einflusses des Volksvereins, offiziell begrüßt worden. Aber die Gründung stieß auf starken Widerstand der katholischen Unternehmer sowie weiter Kreise des Mittelstandes und der Akademiker. So sehr sich die christlichen Gewerkschaften in ihren weltanschaulichen Prinzipien und

¹⁷ S. 19.

¹⁸ „Jugendland“ 1906, abgedruckt bei Thrasolt, a. a. O., S. 85.

¹⁹ Theodor Heuss, Friedrich Naumann, 1. Aufl. Stuttgart 1937, S. 320.

politischen Zielen von den sozialistischen unterschieden, in der Vertretung der eigentlichen Arbeiterinteressen gegenüber dem Unternehmertum verfolgten sie ähnliche Ziele; so vertraten sie auch das Streikrecht.

Durch die Gründung der christlichen Gewerkschaften wurden zum erstenmal, und zwar in dem großen Bereich der Arbeiterschaft, die Prinzipien der katholischen Sondergesellschaft durchbrochen.

So entstand um die Frage interkonfessionelle Gewerkschaften oder rein konfessionelle Arbeitervereine beziehungsweise Fachabteilungen innerhalb der Kirche der sogenannte „Gewerkschaftsstreit“ zwischen der Berliner und Trierer Richtung einerseits, deren maßgebliche Repräsentanten der Fürstbischof Kopp von Breslau und der Bischof Korum von Trier waren, und der Köln-Mönchen-Gladbacher Richtung mit dem Volksverein andererseits, der einen starken Rückhalt an dem Kardinalerzbischof Fischer von Köln fand. Dieser von beiden Seiten leidenschaftlich und mit Erbitterung geführte Streit zog sich ein Jahrzehnt hin. 1909 erfolgte aus der Berliner Richtung ein Vorstoß zur konfessionellen Festlegung der Zentrumsparterie mit dem Ziel ihrer Bindung und ebenso der des Volksvereins an das Episkopat. Dieser Vorstoß war auch eine Reaktion gegen 1906 einsetzende Bestrebungen innerhalb des Zentrums unter dem Stichwort „Aus dem Turm heraus“, die Partiebasis im Sinne der Interkonfessionalität durch einen protestantischen Flügel zu erweitern. Es ging bei diesen Auseinandersetzungen auch um die politische Stellung, um den politischen Einfluß des überwiegend konservativ eingestellten Klerus. Von katholischer Seite fielen Worte wie „Theokratie“ und „Klerokratie“. Der Straßburger Historiker Martin Spahn, damals noch Mitglied der Zentrumsparterie, forderte die „Entklerikalisierung von Politik und Sozialpolitik“. Andererseits betrieb die Berliner Richtung in Rom ein Verdikt gegen die christlichen Gewerkschaften. Der Streit wurde erst 1912 durch die päpstliche Enzyklika „Singulari quadam“ beigelegt, die die Duldung der Zugehörigkeit katholischer Arbeiter zu interkonfessionellen Gewerkschaften aussprach. Aber wahrscheinlich wäre der Streit von neuem aufgelebt, wenn nicht der Tod Kopp's und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges ihm tatsächlich und endgültig ein Ende gesetzt hätten. Im Hintergrund dieser Auseinandersetzung stand der Gegensatz von politischen und gesellschaftlichen Grundauffassungen, rangen konservative und progressive, reformerische und restaurative, patriarchalische und demokratische Tendenzen, aber auch sehr konkrete Interessen, miteinander.

Einer der entscheidendsten Rufer im Streit auf seiten der Kölner Richtung war Sonnenschein. In zwei Schriften, „Der sittliche Wert der Gewerkschaften“ (1908) und „Die ideellen Werte der christlichen Gewerkschaftsbewegung“ (1909), hat er leidenschaftlich die Existenzberechtigung der christlichen Gewerkschaften vom katholischen Standpunkt aus verteidigt und mit diesem großes Aufsehen erregt. Sonnenschein war auch einer der Anhänger der Erweiterung der Zentrumsbasis über die konfessionelle Exklusivität hinaus und, ganz im Sinne Murrin, ein Gegner der Bindung von Partei und Volksverein an das Episkopat. Er war „antiklerikal“ wegen der politischen Haltung des Klerus. Wohl kaum ein anderer Priester war

während des Kampfes eine so unstrittene Erscheinung wie er. Seine Priesterstellung innerhalb der kirchlichen Hierarchie hat er fast bis aufs äußerste strapaziert. Daß sie nicht gefährdet werden konnte, verdankte er der schützenden Hand desselben Kardinals Fischer, der ihn 1906 auf unbestimmte Zeit beurlaubt hatte. Wohl aber erließ Kopp für seine Breslauer Diözese, zu der auch Berlin gehörte, ein Rede- und Versammlungsverbot gegen Sonnenschein. Dabei hat Sonnenschein Gewerkschaftspolitik im eigentlichen Sinne nie getrieben. Er ist auch nie ein sozialpolitischer Experte gewesen. Aber in dieser Zeit der sich ausbreitenden Arbeiterbewegung war er publizistisch in der katholischen Öffentlichkeit einer der führenden und entscheidenden Wegbereiter der christlichen Gewerkschaften und wirkte zugleich unermüdlich als ihr geistiger Anreger und Beweger.

Für Sonnenschein waren die Gewerkschaften nur die eine Seite unter dem Aspekt der Integration. Er sah, daß die christlichen Gewerkschaften nicht mehr als ein Damm waren, um zu verhüten, daß die sozialistische Welle auch die noch christlich eingestellten Arbeiter erfaßte. Ihm ging es aber auch darum, die sozialistischen Arbeiter zurückzugewinnen und damit dem Sozialismus seine Anhängerschaft zu nehmen. Dazu waren die christlichen Gewerkschaften nicht imstande, die ja zur sozialistischen Front hin nur als Defensivformation fungierten. Aber „mit heiliger Kühnheit gegen das marxistische Schlagwort vorzugehen, die Proletarier der ganzen Welt unter Christus und das Banner der Kirche aufzurufen“, wie es Toniolo gefordert hatte²⁰, das hatte nur eine Erfolgchance, wenn das Bürgertum zu sozialer Haltung und Tat bereit wäre.

Sonnenschein hat die christlichen Gewerkschaften verteidigt, um die mühsam errichtete Bastion zu behaupten. Nicht minder wichtig war ihm die Erziehung, eben das, was er „soziale Erweckung“ nannte, der anderen, der feudal-bürgerlichen Gesellschaft. Bei deren einflußreichen Gruppen stieß er mit seinen Ideen und Plänen weitgehend auf Unverstand und Indolenz, wenn nicht auf Ablehnung. Die Erwachsenen, die im Beruf standen und Familie hatten, bei denen die „Nerven auf Sicherung der Lebensstellung konzentriert waren“, waren für einen so revolutionären Gesinnungswandel nicht mehr zu gewinnen. So glaubte er bei der Jugend, vor allem bei den Studenten, ansetzen zu sollen. Er wollte die Oberschicht über ihren Nachwuchs gewinnen, die Studenten auf die sozialen Probleme ansprechen, sie zu sozialem Verhalten anleiten.

Das Gros der Studenten fühlte sich als ein privilegierter Stand, Kastengeist und Exklusivität waren gerade bei ihnen besonders stark ausgeprägt. Sie lebten gesellschaftlich auf einer Insel und waren weder bereit noch imstande, die soziale Umgebung in ihrem Bewußtsein zu realisieren. „National“ und „kaiserlich“ waren die Parolen. An sozialem Verständnis fehlte es weithin. Das galt in erster Linie für die Korporationsstudenten. Aber bei allen Gegensätzen zwischen ihnen und den Freistudenten dachten und verhielten sich auch diese in der Mehrheit nicht wesentlich anders als die Korporierten. Wenn man vom Fechten einmal absieht, bestanden

²⁰ abgedruckt im Artikel *Christliche Demokratie*, in: *Staatslexikon*, 5. Aufl., 1. Bd., Sp. 1251.

auch in der Haltung und gesellschaftlichen Auffassung zwischen den katholischen und nicht-katholischen Korporationen ebensowenig wesentliche Unterschiede wie innerhalb des Bürgertums zwischen den Anhängern beider Konfessionen. Zwar hatte die Jugendbewegung, vor allem die Akademische Freischar, sich Eingang an den deutschen Hochschulen verschafft. Bedeutung und Wert ihres Kampfes gegen den überhand nehmenden Konventionalismus soll nicht unterschätzt werden. Auch Sonnenschein hat der katholischen Jugendbewegung zeitweilig sehr nahegestanden. Aber Impulse zur sozialen Bewußtseinsenerweckung gingen zunächst von ihr, die im Grunde zur modernen Industriegesellschaft in Opposition stand, wenige aus. 1908 errichtete Sonnenschein das Sekretariat sozialer Studentenarbeit (SSS) im Rahmen des Volksvereins. Die eine Aufgabe war „Wohlfahrtsarbeit an und für die Studenten“²¹. Diesen Komplex können wir heute unter dem Namen „Studentenhilfe und Studentenselbstverwaltung“ zusammenfassen, was für die damalige Zeit etwas Neues war, zumal Sonnenschein nur an eine organisierte Tätigkeit Freiwilliger dachte. Manche Einrichtungen, die er damals angeregt und geschaffen hat, sind später von der deutschen Studentenschaft übernommen worden. Die andere Aufgabe war „soziale Arbeit durch die Studenten, das ist Dienst der Studenten am Volk zur Volkseinigung“²². Soziale Erziehung der Studenten, d. h. soziale Belehrung einerseits, Anleitung zur sozialen Betätigung andererseits. Das Ziel war „Erzeugung sozialen Wissens, sozialer Gesinnung und sozialer Praxis“. So wollte er den Studenten für die Eingliederung in das Volksganze entflammen. „Denn zum Kampf der Zukunft gehören wir beide, die Jugend der hohen Schulen und die Handarbeitenden des deutschen Volkes . . . Und diesen Bund, den wir in des Kreuzes Namen und im Namen unserer großen vaterländischen Geschichte schließen, soll niemand zerreißen.“²³

Sonnenschein schuf in der Streuung und in der Breite eine für damalige Verhältnisse erstaunliche Organisation, deren Zentrum er mit seiner unbändigen eigenen Arbeitskraft, seiner unerschöpflichen Phantasie war und blieb. Er überschritt zum Kummer des Volksvereins ständig die ihm gesetzten finanziellen Grenzen und gab sich dieser Aufgabe mit leidenschaftlichen Impulsen, Hemmungen überwindend, Widerstand nicht beachtend, hin. Er veranstaltete und hielt selbst in unvorstellbarer Anzahl Vorträge, ließ Diskussionen und Zusammenkünfte zwischen Arbeitern und Studenten stattfinden sowie Studenten vor Arbeitern sprechen. Die Studenten sollten die Brücke zu den Arbeitern schlagen und so die Ansätze zur Zusammenführung der entfremdeten Volksschicht schaffen. Diese Versuche gelangen nicht immer. Gewiß haben auch andere aus dem bürgerlichen Lager damals vor Arbeiterorganisationen gesprochen, so Naumann und Theodor Heuss. Aber in der Methode und Breite des Sonnenscheinschen Wirkens lag eine besondere Leistung.

²¹ Thrasolt, a. a. O., S. 108.

²² ebenda.

²³ Sonnenschein in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der Volksgenosse“ (1912), abgedruckt bei Emil Ritter, Die katholisch-soziale Bewegung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert und der Volksverein, Köln 1954, S. 508.

Er organisierte Betriebsbesichtigungen und Studienreisen in den Ferien und sorgte dafür, daß in der gleichen Zeit Studenten in Gewerkschaftssekretariaten, Fürsorgehäusern und Volkbildungsvereinen arbeiteten, um zu lernen und zu helfen.

Die Regel, die er sich selbst gesetzt hatte, daß man soziale Erweckung mit eigener sozialer Aktivität verbinden müsse, übertrug er auf die Erziehung der Studenten. Er sprach vor den katholischen Korporationen und konfrontierte mit unnachsichtiger Kritik deren Romantik sowie deren feudale Allüren und Ansprüche mit der sozialen Wirklichkeit. Sonnenschein attackierte das hohle patriotische Pathos, hinter dem sich überholte gesellschaftliche Vorstellungen verbargen. Das Problem der nationalen Einigung sei gelöst, es gälte nunmehr, sich mit ganzer Kraft der sozialen Reform zuzuwenden, ohne die eine beständige nationale Integration nicht möglich sei. Dadurch geriet er in Konflikt mit den Altherrenverbänden. Die studentischen Korporationen genossen damals hohes gesellschaftliches Ansehen und Narrenfreiheit zugleich; die katholischen waren „institutiones gratissimae“ bei den Episkopaten. Nur die sozialdemokratische Presse, einige linksorientierte Intellektuelle und der „Simplizissimus“ wagten auf den Anachronismus der Erscheinungen hinzuweisen und deren Existenzberechtigung anzuzweifeln. Soviel Anklang Sonnenschein mit seiner sozialstudentischen Bewegung gefunden hatte, so stieß er doch auf der anderen Seite auf starken Widerstand, nicht allein bei den katholischen „alten Herren“. Nur dank seiner Robustheit, auch seiner Gewalttätigkeit, seiner rednerischen und literarischen Überlegenheit konnte er sich behaupten.

Sonnenschein gab Zeitschriften, außerdem Flugblätter und Flugschriften in großer Anzahl heraus, die sich alle an die Studenten richteten. Er verfügte über einen stattlichen Mitarbeiterkreis; ihm gehörte mancher an, der im öffentlichen, sozialen oder kulturellen Leben später eine Rolle gespielt hat. Man sprach von „sozialstudentischer Bewegung“; wer aber das Wort gebrauchte, mußte dabei an Sonnenschein denken, der sie ins Leben gerufen und geführt hat. An einer Vielzahl von Orten entstanden „Filialen“. Thrasolt sagt, daß in der sozialstudentischen Tätigkeit Sonnenscheins „ein großer katholisch-sozialer oder auch sozial-imperialistischer Wille am Werk war“²⁴. Das sich über den Westen und Süden des Reichs erstreckende Netz von Stützpunkten war gleichsam ein Sonnenscheinsches Imperium, das sich ganz allein auf ihn stützte und in seiner Vorstellungswelt lebte. Sonnenschein beschränkte sich nicht auf die sozialstudentische Arbeit und erschöpfte sich nicht in ihr. Aber die Studenten waren ihm die wichtigsten Adressaten. Aus ihnen wollte er eine „soziale Elite“ heranziehen. Er selbst sprach von „Führungsschulung“. Die soziale Erweckung war für ihn die Forderung des Tages. „Jeder dritte katholische Mensch, der heute sozial gesinnt ist, ist es durch Sonnenschein. In ihm, durch ihn vollzog sich der soziale Aufbruch im katholischen Deutschland aus der Enge des Kastengeistes und Standesdünkels zur Volkseinheit.“²⁵ Aber diesem Wirken Dauer zu verleihen, es um der Kontinuität willen zu institutionalisieren, lag Sonnenschein

²⁴ Thrasolt, a. a. O., S. 128.

²⁵ ebenda, S. 155 f.

nicht. Seine Spontaneität schloß Systematisierung aus, seine Stärke war zugleich seine Schwäche.

Das Sonderreich Sonnenscheins einzubauen, war für den Volksverein nicht gerade immer leicht. Dem Volksverein war Sonnenschein zu impulsiv und zu radikal. Um seinetwillen hat er manche harte Kritik von Kirche und Partei ertragen müssen, ihn aber trotzdem immer wieder getragen. Sonnenschein wiederum war der Volksverein zu behutsam, zu reserviert.

Daß Sonnenschein ein sehr unbequemer Untergebener war, hat er schon als Kaplan gezeigt. Er war ebenso eigenwillig wie eigenmächtig; so demokratisch er gesellschaftspolitisch dachte, in seinem eigenen Auftreten war er diktatorisch. Er war eine charismatische Erscheinung von harter Willens- und starker Überzeugungskraft, zugleich ein verschlagener Taktiker. Aber was und wie er dachte, redete und schrieb, wie er auftrat und wie er handelte, zeigte Format. Bei der Fülle seiner Ideen und Einfälle wirkte er durch Anstoß und Anregung des einzelnen und der Masse. Man hat ihn den großen Studentenerwecker genannt²⁶. Und als solcher war er in der Spontaneität und Breite seines Wirkens, aber auch in seiner Zivilcourage eine ungewöhnliche, fast einzigartige Erscheinung des Wilhelminischen Reiches.

Bachem erwähnt den Namen Sonnenschein in seiner neunbändigen „Geschichte der Zentrumspartei“ nur ein einziges Mal, und auch hier nur in einem von ihm abgedruckten Dokument²⁷, obwohl der Untertitel „Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung“ lautet. Auch in Karl Buchheims „Geschichte der Christlichen Parteien Deutschlands“ wird Sonnenschein nicht genannt. Trotzdem ist er in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine der stärksten moralischen und geistigen Erscheinungen des deutschen politischen Katholizismus gewesen. Was Sonnenschein dachte und sagte, war keineswegs immer originell und einzigartig, aber daß er es als Priester sagte, wie und wo überall er es sagte, war das Besondere. Er bewegte in einer Weise das politisch-soziale Bewußtsein des katholischen Deutschland, wie es damals kaum einem anderen gelungen ist. Der Krieg unterbrach sein Wirken, aber infolge des Krieges gingen einige Samenkörner, die er ausgestreut hatte, schneller auf, als er es wohl selbst geahnt hatte.

Über seine Tätigkeit im Ersten Weltkrieg wäre manches zu sagen. Aber es würde hier zu weit führen. Nach Kriegsende, Anfang Dezember 1918, ging er nach Berlin. Äußerer Anlaß der Umsiedlung von Mönchen-Gladbach war, daß er während der deutschen Okkupation Belgiens als halbamtlicher Mittelsmann der deutschen Regierung den flämischen Aktivismus unterstützt hatte. So mußte er Repressalien der belgischen Besatzungstruppe in Mönchen-Gladbach befürchten.

Berlin war die Hochburg der Berlin-Trierer Richtung, seiner erbittertsten Gegner. Ihnen galt Sonnenschein als Revolutionär und Ketzler, als Liberaler, als Kryptosozialist. Noch wirkte das Redeverbot des Kardinals Kopp, der 1914 gestorben war, nach. Der größte Teil der Berliner Geistlichkeit lehnte ihn ab und ließ ihn vorerst

²⁶ ebenda.

²⁷ Karl Bachem, *Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei*, 7. Bd., Köln 1930, S. 316.

nicht predigen. Sonnenschein setzte zunächst von Berlin aus die Arbeit des sozial-studentischen Studentensekretariats fort. Er sprach auf den Studententagen in Würzburg (1919), Göttingen (1920) und Erlangen (1921) gegen den akademischen Feudalismus. Einer der Wegbereiter der deutschen Studentenschaft war er ja selbst vor dem Krieg gewesen. In zwei höchst eindrucksvollen Reden wurde damals, 1919, an die Korporationen appelliert, auf die alte Form in einer neuen Zeit zu verzichten. Die eine hielt Max Weber in Heidelberg²⁸, die andere Sonnenschein in Würzburg. Hier mahnte er: „Wir brauchen Akademiker, die ihr Volk lieben und zu ihrem Volk halten, deren Evangelium nicht die ‚Distanz‘, sondern die Volksgemeinschaft ist. Weg mit der Monokelhaftigkeit und weg mit dem Kastengeist! . . . Diese Gesinnung muß in der deutschen Studentenschaft und in den deutschen Hochschulstädten bis zur Konsequenz der täglichen Lebensführung ausgebaut werden . . . Unter normalen Verhältnissen haben der Übermut der Jugend und die Farbenfroheit des Studententums Platz in einem Volksganzen, das auch für den Übermut und die Farbenfroheit der Jugend der anderen Schichten Luft und Licht geben kann. In der heutigen Lage der Dinge müssen wir Rücksicht nehmen. Wenn einer im Vaterhaus krank ist, muß der andere Bruder leise auftreten . . . Wir haben gutzumachen. Wir wollen ein neues Studententum, das mit seinem Volk Hand in Hand geht. Bei uns selber soll die Reform anfangen.“²⁹ In Göttingen sagte er: „Wir müssen mit Bewußtsein dem Willen dienen, der den Aufstieg des einzelnen und vieler einzelner Begabter aus einer Schicht in die andere möglich macht und fördert. Es gibt keine tödlich abgeschlossene Klasse, durch die nicht der Beruf und die lebendige Fähigkeit sich durchbricht. Alle horizontale Gliederung wird vom Begabten vertikal durchbrochen . . . An dieser Stelle wollen wir die in früheren Jahrzehnten übliche Überschätzung von akademischer Bildung und Gesellschaftsstellung abbauen. Wir brauchen neben den akademisch Gebildeten und gerade neben ihnen als gleich notwendig, gleich künstlerisch und organisatorisch wertvoll diejenigen, die auf anderen Wegen der Arbeit an sich selbst und der Schule des Lebens Meister werden . . .“³⁰ Diese Worte wollen manchen heute als Binsenwahrheiten erscheinen, damals wirkten sie auf die aus dem Felde heimgekehrte Studentengeneration wie ein Aufruf nach einer neuen Gesellschaftsgesinnung. Arnold Bergsträsser hat in der Festschrift für Peter von Aubel, „Ordnung als Ziel“³¹, treffend Geist und Haltung dieser Generation beschrieben. Beide, von Aubel wie Bergsträsser, gehören zu den führenden Figuren der ersten Studententage. Weder der Protestant Bergsträsser noch der Katholik von Aubel stimmten in allem mit Sonnenschein überein; aber gemeinsam waren sie ihm voll Idealismus und mit Nüchternheit zugetan, durch Selbsterziehung und Selbsthilfe des deutschen Studententums die Reform

²⁸ Vgl. Marianne Weber, Max Weber – ein Lebensbild, Heidelberg 1950, S. 678f. und Karl Jaspers, Max Weber – Politiker, Forscher, Philosoph, München 1958, S. 34f.

²⁹ Thrasolt, a. a. O., S. 148f.

³⁰ ebenda, S. 150.

³¹ Arnold Bergsträsser, Rückblick auf die Generation von 1914, in: Ordnung als Ziel – Beiträge zur Zeitgeschichte, hrsg. von Robert Tillmanns, Stuttgart-Köln 1954.

der Hochschule anzuregen und mit gleichgesinnten Professoren in der Erwartung zu bewirken, daß von hier aus starke Impulse zur Neuordnung von Staat und Gesellschaft ausgehen würden. Dieses Vorhaben scheiterte; die Gründe hier darzulegen, würde zu weit führen.

Daß Sonnenschein die sozialstudentische Arbeit nicht in der Intensität und dem Ausmaß der Vorkriegszeit wieder aufnahm, lag nicht nur am Ortswechsel – das Gebiet östlich der Elbe war für Sonnenschein weitgehend Neuland. Es lag auch nicht an der durch die Umwälzung und die wirtschaftliche Notlage der jungen Akademiker bedingten Veränderung der Verhältnisse und der Emanzipation der Arbeiterschaft, die in ihrem durch die Revolution geschaffenen Selbstbewußtsein sich der sozialstudentischen Arbeit nunmehr verschloß. Es lag nicht einmal daran, daß Sonnenschein die systematische Beharrlichkeit fehlte.

Durch den Umsturz von 1918 glaubte Sonnenschein sich vor neue Aufgaben gestellt. Die Zeit der politischen Diskriminierung der Katholiken und damit der opportunistischen Defensivhaltung des Zentrums war vorbei. „Die Ghettozone legt sich zur Ruhe.“³²

Nun schien ihm der Moment gekommen zu sein, wo die deutschen Katholiken unbehindert und ohne Scheu am politischen Leistungswettbewerb teilnehmen konnten. Sonnenschein gehörte zu den Intellektuellen, die in jenen Monaten völlig fasziniert waren von der Chance des Augenblicks, die Zeitwende zu nutzen. Er hatte die Hoffnung, der Gesinnungswandel, auf den er vor 1914 hingewirkt hatte, wäre unter dem Eindruck der Kriegs- und Revolutionserlebnisse im Kommen, wenn nicht gar schon zum Teil vollzogen. In seinem Aufruf an die katholischen Studenten vom 15. November 1918 sagte er: „Dem neuen Deutschland wollen wir nicht nur mit Blut und Volksvermehrung gedient haben. Wir wollen die Züge, in denen das neue Reich vor die Welt tritt, durch uns selbst und unsere Kultur mitbestimmen.“³³ Und in dem von ihm ebenfalls verfaßten Aufruf der sechs Gruppen katholischer Akademiker und Studenten heißt es: „Deutschland soll wieder groß werden, auch durch uns. Andere werden ihre Kultur geben, wir die unsere. Am Bilde der Zukunft hämmern sie alle, süddeutsche Art, hanseatischer Geist, sozialistische Demokratie. Es hämmert an ihm auch junger deutscher Katholizismus.“³⁴ Sonnenschein hoffte, daß das Zentrum unter den Evangelischen in Norddeutschland, das überwiegend ein katholisches Diasporagebiet war, Anhänger finden und protestantische Kandidaten aufstellen würde. 1920 hat dann Stegerwald, einer der Führer der christlichen Gewerkschaften, zusammen mit Brüning, der zeitweise im Sonnenscheinschen Büro gearbeitet hatte, im sogenannten „Essener Programm“ zur Bildung einer christlich-nationalen Partei aufgerufen. Das entsprach durchaus Sonnenscheins Vorstellungen.

Was ihm vorschwebte, war eine von Katholiken ausgehende politische Bewegung zur sozialen Erneuerung, die durch die Qualität ihres Programms, die geistige Über-

³² Carl Sonnenschein, *Katholizismus*, (vgl. Anm. 4), S. 427.

³³ abgedruckt bei Thrasolt, a. a. O., S. 213.

³⁴ ebenda, S. 215.

legenheit und sittliche Kraft eine solche Anziehungskraft ausübt, daß sie weite nicht katholische Kreise, vor allem protestantische, mitreißen würde. Die Zentrums-partei sollte ihm dazu als Rahmen dienen. Er wollte sie von innen her revolutionieren, nicht eine neue Organisation neben ihr aufbauen.

Wieder wirkte Sonnenschein wie vor dem Kriege unablässig und unermüdlich als „Erwecker“ in Versammlungen durch Predigten und Veröffentlichungen. Auch in Berlin war er wieder, so im Wahlkampf zur Nationalversammlung, der begehrteste Zentrumsredner, einer der aktivsten Redner überhaupt. Sehr viel mehr als früher wirkte er aber auch in kleinem Kreis im privatem Gespräch und durch Briefe als politischer Anreger und Berater. Die Zentrumspartei befand sich nunmehr in der Regierungsverantwortung im Reich wie in Preußen. Sein Rat war sehr begehrt, vor allem wegen seiner umfassenden Personalkenntnisse. An zahlreichen intimen Unterhaltungen mit Erzberger, der bis zum März 1920 die maßgebliche Figur im Reichskabinett, der heimliche Kanzler, war, sowie mit anderen maßgebenden Zentrumspolitikern nahm er teil.

Aber sooft sich auch Erzberger und Sonnenschein sahen, sie kamen einander nicht näher. Sonnenschein respektierte die eminente Tüchtigkeit Erzbergers, aber er war ihm zu spießbürgerlich, er spürte dessen Selbstgefälligkeit, die ihm selber so völlig abging. Es wurmte Sonnenschein, daß jetzt im Reich ein Katholik eine Führungsposition innehatte, wie sie kein anderer vor ihm gehabt hat, aber die große Aufgabe entsprechend seiner Vorstellung nicht sah. Erzberger, völlig auf die Forderung des Tages eingestellt, wußte die Erfahrungen und vor allem die ungewöhnlichen Personalkenntnisse Sonnenscheins, der andererseits für so diffizile Probleme wie Reparationen und Finanzreform gar kein Organ hatte, zu schätzen und zu nutzen; aber die gesellschaftspolitischen Ideen, das eigentliche Anliegen Sonnenscheins, nahm er nicht ernst.

Viel mehr fühlte sich Sonnenschein zu der Persönlichkeit, aber auch zu der politischen Richtung Joseph Wirths, der zum linken Flügel des Zentrums gehörte, hingezogen, vor allem seitdem dieser 1921 Kanzler geworden war. „Wirth wurde zu seinem politischen Ideal und zu seiner politisch-sozialen Hoffnung.“⁸⁵ Sonnenschein hielt auch zu Wirth, als dieser in der Mitte der zwanziger Jahre einen eindeutigen Linkskurs der Zentrumspartei vertrat. Aber die Hoffnung, daß von Wirth die große politisch-soziale Konzeption und in deren Sinn die politische Aktivierung der deutschen Katholiken ausging, erfüllte sich nicht.

Sonnenschein selber ging nicht in die Politik; als ihm 1920 eine Reichstagskandidatur angeboten wurde, lehnte er ab. Für das parlamentarische Getriebe war er zu herrschsüchtig, zu sehr Einzelgänger. Er war kein politischer Akteur, sondern Programmierer, und im Programmatischen nicht zu Kompromissen bereit. Aber er blieb *à la suite* der Politik und suchte auf seine Weise der Zentrumspartei zu dienen, was nicht immer gewürdigt wurde.

Diese Nichtachtung erfuhr Sonnenschein bei einem Werk, für das er mit Leidenschaft und Umsicht unendliche Arbeit aufgewendet hatte, das wahrscheinlich

⁸⁵ ebenda, S. 225.

niemand anders als er hätte vollbringen können. Es handelt sich um seine politische Personalkartei; Sonnenschein war geradezu ein Karteifetischist. Dieser Mann, der stark auf Menschen, auf einzelne wie auf Massen, im Gespräch wie durch die Ansprache zu wirken vermochte, der meisterhaft Menschen zu gewinnen und für bestimmte Aufgaben einzusetzen verstand, kannte einen so unvorstellbar großen Kreis von Personen, daß er ihn in seinem Gedächtnis gar nicht mehr fassen konnte. Jeden, dem er begegnete oder an den er schrieb, wollte er persönlich ansprechen und ihm, wo sich Anlaß bot, seiner Persönlichkeit gemäß Aufgaben übertragen. So hatte Sonnenschein schon vor dem Krieg eine Personalkartei von gewaltigen Dimensionen, die alles nur irgendwie Wissenswerte erfaßte, aufgebaut; noch so Diskretes und nicht immer Richtiges wurde hier festgehalten. Jedesmal, wenn er in eine Stadt fuhr oder zu einer Versammlung ging, nahm er die entsprechenden Karteikarten mit, nicht nur um sich ihrer zu bedienen, sondern auch um sie zu ergänzen und zu korrigieren. Seine Brusttaschen waren meist prall mit Karteikarten gefüllt.

Unter dem Aspekt der Eignung für politische Funktionen baute und weitete Sonnenschein jetzt die Kartei aus. Er legte eine politische Sonderkartei an, um befähigte katholische Kandidaten für die Parlamentswahlen, vor allem für die Stellenbesetzungen in den Ämtern des Reiches und der Länder, aber auch für Positionen in den Verbänden zu präsentieren. Die gegen Katholiken, Linksliberale und Sozialisten gerichtete negative Ämterpatronage hatte mit dem Sturz der Monarchie aufgehört. Sehr schnell setzte als Reaktion der Patronagedruck der Regierungsparteien und ihrer Anhänger ein, eben jener, die die Leidtragenden der negativen Ämterpatronage im Kaiserreich gewesen waren. Die bisherige Diskriminierung sollte durch bevorzugte Einstellung von Angehörigen der bisher benachteiligten Gruppen kompensiert werden. Dabei wurde von den Fraktionen und Abgeordneten weniger auf Funktionseignung gesehen als auf amtsfremde Merkmale wie Parteizuverlässigkeit; und ebenso galten in erster Linie amtsfremde Motive wie Parteibelohnung, Parteiwerbung und Gefälligkeitsdienste. Sonnenschein sah diese Gefahr in seiner eigenen Partei.

Das preußisch-deutsche Beamtenkorps, das aus der Monarchie hervorgegangen war, dachte obrigkeitsstaatlich-konservativ, war aber im allgemeinen hochqualifiziert dank eines sehr strengen Beamtenethos. Im Kaiserreich war die konservativ-obrigkeitsstaatliche Gesinnung lediglich die Voraussetzung für eine Einstellung; die Auslese selber erfolgte nach Maßstäben fachlicher und charakterlicher Eignung, und zwar durch die hohe Bürokratie selber. Sonnenschein wußte, daß die Parteien, auch seine eigene, zu dieser strengen Qualitätsauslese nicht bereit und in der Lage waren. Der Qualitätsauslese sollte seine mit unendlichen Mühen angelegte und ausgebaut Kartei dienen. Voraussetzung für die Aufnahme war, daß einer katholisch war, aber aufgenommen wurde nur, wer über Qualitäten verfügte, die ihn für eine Aufgabe im öffentlichen Leben geeignet machten.

Er wollte nichts davon wissen, daß der Nepotismus protestantischer Korporationen nunmehr durch die katholischen ersetzt wurde, zumal die Vorstellungen des Gros der katholischen Studentenverbindungen nicht minder restaurativ waren als die der

nichtkatholischen. Ihm kam es darauf an, qualifizierte Katholiken, deren Haltung und Einstellung ungefähr der seinen entsprachen, präsentieren zu können. Wurde ein Landrat, ein Bürgermeister, ein Polizeipräsident, ein Parlamentskandidat oder ein Verbandsgeschäftsführer gesucht, so konnte Sonnenschein Namen nennen. Er war unabhängig und widerstandsfähig genug, um sich eine funktionsgerechte Beurteilung leisten zu können. Zu Gefälligkeiten war er weder verpflichtet noch bereit. Gewiß mochte die Kartei Fehlangaben und Fehlurteile aufweisen, aber sie wurde mit Verantwortungsbewußtsein geführt und benutzt. Sonnenschein hatte in seinem in der Georgenstraße eingerichteten, vom Volksverein unterhaltenen Büro gleichsam ein Generalreferat für Personalfragen des deutschen Katholizismus in eigener Zuständigkeit installiert. Juristisch könnte man von Geschäftsführung ohne Auftrag sprechen; es war von seiner Seite sicherlich nicht die erste und einzige. Er glaubte, mit diesem Unternehmen einen alten, ihn leidenschaftlich bewegenden Plan verwirklichen zu können: die Bildung einer katholischen Elite im öffentlichen Leben. Es ging ihm nicht darum, wie manchen Zentrumspolitikern und -funktionären, daß Alltagsbelange von Katholiken durch Katholiken in den Behörden gefördert, daß von Amts wegen eben durch Katholiken eine Hilfestellung für die kirchliche Organisation und die katholischen Verbände geschaffen würde. Nicht auf die numerische Parität der Katholiken in den öffentlichen Einrichtungen, für die in der demokratischen Republik jetzt der Weg geöffnet war, kam es an, sondern auf die Qualifikation der Katholiken, die diese Position einnehmen sollten.

Es handelte sich ja gleichsam in den ersten Jahren der Weimarer Republik um die personelle Erstausrüstung der Ämter mit Katholiken, denn in den Händen der zuerst Bestellten würde die Auslese des Nachwuchses liegen. Wie konnte man für die „katholische Superiorität“ anders eine Chance finden – das klang in seinen Reden und Aufsätzen immer wieder durch –, als daß elitemäßig ausgelesene Kräfte in die politischen und amtlichen Positionen hineingesteuert würden. Indem er den Zentrumsministern und Zentrumsfraktionen auf Grund strenger Auswahl Katholiken präsentierte, wollte er selber zum Geburtshelfer einer neuen Ordnung werden.

Auch diesem Projekt Sonnenscheins fehlte nicht die utopische Akzentuierung, wie den meisten seiner Pläne, aber die strategische Konzeption wird man nicht verkennen dürfen. Auch der Gegner gruppenorientierter Ämterpatronage muß anerkennen, daß es sich bei dem Sonnenscheinschen Unternehmen um den Versuch einer in seltener Weise und in hohem Maße veredelten Patronage handelte.

Es blieb bei dem Versuch. Wohl hat er auf Anfrage einige Namen, manche sogar mit Erfolg, nennen können. Als er die Sonderkartei fertiggestellt hatte, soll er sie der Zentrumsfraktion oder dem Zentrumsparteivorstand übergeben haben. Einer der wenigen Hochqualifizierten, denen er zum politischen Start verholfen hatte, soll Brüning gewesen sein. Er war einer der engsten Mitarbeiter Sonnenscheins in der Georgenstraße, obwohl sich diese beiden gegensätzlichen Naturen nicht immer verstanden haben. Der scharfsinnige, präzise, gründlich und nüchtern denkende Brüning begegnete dem idealistischen Schwung Sonnenscheins, seinen Impressionen und seinem Einfallsreichtum, bei allem Respekt vor dem persönlichen und

geistigen Format, mit Kritik. Und doch fehlte Brüning gerade ein Mann wie Sonnenschein in seiner Kanzlerzeit. Als Stegerwald, einer der führenden Männer der Christlichen Gewerkschaften, 1919 preußischer Volkswohlfahrtsminister, einen Privatsekretär suchte, empfahl ihm Sonnenschein Brüning³⁶. Dieser kannte die Kartei sehr genau³⁷. Er soll sie, ebenso wie die in der Georgenstraße verbliebene Kartei, gleich nach der nationalsozialistischen Machtergreifung verbrannt und dadurch viele vor Unheil bewahrt haben.

Die Aufstellung der Kartei, so große Mühe auch Sonnenschein auf sie verwandte, war nur eine seiner zahllosen Tätigkeiten. Aus dem Milieu heraus, in dem er nun lebte, packte er eine neue große Aufgabe an. In Berlin wohnten 400 000 Katholiken, es war eine der größten katholischen Gemeinden. Aber die Katholiken waren über das ganze große Gebiet der Viermillionenstadt verstreut; es gab keine auch nur einigermaßen geschlossene Siedlung. Es fehlte in Berlin am katholischen Selbst- und Gemeinschaftsbewußtsein; hier hatte sich vielmehr das Inferioritätsgefühl auch nach 1918 gehalten. Auch die Katholiken wurden durch die Massenstadt aufgesogen. Als Sonnenschein nach Berlin gekommen war, hatte er festgestellt, „Berlin ist zwar eine Großstadt, aber der Berliner Katholizismus ist verdammt kleinstädtisch“³⁸. Und in seinem großen Berlin-Aufruf vom 31. August 1924 sagte er: „Es ist erschreckend . . . wie bald katholisches Wasser in den Seen und in den Sümpfen des Indifferentismus, der Sittenfäulnis, der Apostasie untergegangen ist. In der Stadt, in der ich lebe, gibt es kein Haus, in dem nicht ein abgestandener Katholik wohnt.“³⁹ Mehr noch als in der Monarchie war Berlin als Reichshauptstadt zum politischen, geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt Deutschlands geworden. Aber Geltung und Einfluß des katholischen Geistes, so wollte es ihm scheinen, war kaum oder gar nicht zu spüren. Was Sonnenschein vorschwebte, war, die zerstreuten Teile zu einem geschlossenen, das Minderwertigkeitsgefühl überwindenden, sich seiner Bedeutung selbst bewußten Körper zusammenzuführen. Er wollte die Berliner Katholiken mobilisieren, um sie religiös und politisch zu integrieren. Wieder geht es ihm um „die katholische Superiorität“, aber nunmehr beschränkt er sich auf das Gebiet der Reichshauptstadt in der Hoffnung, daß, wenn ihm das Werk gelingen sollte, von hier starke Impulse ausgehen und auf ganz Deutschland ausstrahlen würden.

1924 übernahm Sonnenschein die Redaktion des katholischen Kirchenblattes. Er eroberte sie durch einen Handstreich. In solchen Dingen war er nicht zimperlich. Aber seitdem er es herausgab, wurde es gelesen, nicht nur von den Katholiken,

³⁶ Vgl. auch Rüdiger Robert Beer, Heinrich Brüning, Berlin 1931, S. 30ff.

³⁷ Alphons Nobel sagt in seiner Schrift über Brüning (Leipzig 1932, S. 19): „Brüning war übrigens an der Herstellung der berühmten Personalkartothek Sonnenscheins in keiner Weise beteiligt. Er hegte die größten Bedenken gegen solche Registraturkunst, empfand sie peinlich und riet sooft er konnte davon ab.“ Rüdiger Robert Beer (s. Anm. 36) berichtet hingegen: „Er [Brüning] soll u. a. Sonnenscheins vielgerühmte Kartei, die ihm einen unvergleichlichen Überblick über das Leben des deutschen Katholizismus gab, eingerichtet haben.“

³⁸ abgedruckt bei Thrasolt, a. a. O., S. 197.

³⁹ „Germania“ vom 31. 8. 1924, abgedruckt bei Thrasolt, a. a. O., S. 237.

sondern weit darüber hinaus. Wer von uns Studenten interessierte sich damals schon für ein Kirchenblatt? Aber zu dem Sonnenscheinschen griffen wir, die literarisch sehr verwöhnt waren, begierig, eben wegen der Artikel und Glossen, die mit C. S. gezeichnet waren. Der Journalist interessierte allerdings mehr als der Priester. Für uns war Sonnenschein ein großer Autor; was er schrieb war Literatur. Das Kirchenblatt regte an, reizte geradezu, ihn selber zu sehen und seine Reden zu hören.

Stresemann und Sonnenschein waren damals die beiden bedeutendsten rhetorischen Begabungen in Berlin. Für Sonnenscheins Reden wurde in der Tagespresse keine große Reklame gemacht und über sie meist nicht berichtet. Dennoch waren die Räume, wenn er sprach, überfüllt. Er war ein gewaltiger Volksredner von hohem Niveau, der in ein und derselben Rede sehr verschiedenen Ansprüchen gerecht wurde. Wie er es sagte, war ganz unalarmoyant, gar nicht schulmeisterlich; es war nicht süßlich oder säuerlich, auch nicht quallig oder breiig und ebensowenig traktätchenhaft. Er konnte liturgische Akte und Glaubenssätze, kirchliche Institutionen und Regeln, politische Einrichtungen und soziale Probleme mit überzeugender Eindringlichkeit beschreiben und erklären, eben einsichtig machen. Er sprach weder professoral noch populär. Unablässig illustrierte er – bar aller Banalitäten – seine Gedanken an Ereignissen und Erscheinungen des Alltags, in dem wir lebten. Seine der modernen Welt entnommenen Vergleiche und Bezeichnungen, deren er sich für seine religiösen Erklärungen und Unterweisungen bediente, waren oft gewagt, nicht immer richtig; aber sie wirkten nie manieriert oder gar peinlich. Er konnte mit und zu jedermann sprechen. Thrasolt zitiert ein Wort über Sonnenscheins Kirchenblatt, das auch für seine Reden gelten kann: „Der Riese konnte in dem Kirchenblatt schwimmen und das Kind in ihm waten.“⁴⁰

Gewiß, er verstand sein literarisches und rhetorisches Handwerk, besser noch: seine Kunst, auch technisch. Er wußte um die Suggestion seiner Worte. Immer war er in Form, wenn er sprach. Sicherlich muß er eine große Routine gehabt haben, aber man merkte ihm die Routine nicht an. Er war ein großer Schauspieler, der durch Monate dieselbe Rolle Abend für Abend so spielt, als ob es das erste Mal wäre. Es war eben nicht nur Technik; das spüren ja Studenten mit ihrem Hang zu unnachsichtiger Kritik sehr schnell. Das Entscheidende war: Man glaubte ihm, daß er glaubte, und daß er selber streng im Sinne seiner Worte handelte. Es war schon eine edle Propaganda von damals einzigartigem Niveau⁴¹.

Er wußte, was die Kleinen wie die Großen bewegte und erregte, sie fühlten sich durch ihn angesprochen. Als der Reichspräsident Ebert, der in jungen Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten war, 1925 gestorben war, sagte Sonnen-

⁴⁰ Thrasolt, a. a. O., S. 294.

⁴¹ Seine Aufsätze und Glossen aus dem Kirchenblatt, die vielfach auch Teile von Predigten und Reden wiedergaben, erschienen in Broschürenform in den Notizen – Weltstadtbetrachtungen von Dr. Carl Sonnenschein, von denen zehn Hefte zwischen 1924 und 1929 mit einer Gesamtauflage von weit über hunderttausend herausgegeben wurden. Eine Auswahlammlung in zwei Bänden ist 1950/51 von Maria Grote unter dem Titel Carl Sonnenschein, Notizen aus den Weltstadtbetrachtungen, erschienen.

schein von ihm: „In tiefster Seele ein religiöser Mensch“⁴², und erregte in seinen Kreisen dadurch großes Ärgernis.

Noch mehr wurde ihm drei Jahre später ein Wort vor dem Zentralverband christlicher Bauarbeiter Deutschlands verübelt: „Zu dieser sozialen Neuzeit gehört“, so sagte er, „wie alle Gewerkschaftsarbeit, auch die Ihrige, auch bei denen, die ihr Christentum vergessen haben oder es nie lernten, die es vielleicht ablehnen, vielleicht bekämpfen. Es gibt drüben Leute, die in Worten ihren Unglauben an den Weg stellen und deren gewerkschaftliche Taten Christentum sind. Es gibt bei uns Leute, die im Konfessionellen an allen Ecken ihr Christentum betonen und die im Sozialen daraus nie die Forderungen ziehen . . . Gewerkschaftsarbeit ist Anwendung von praktischem Christentum auf reales Leben . . . Gewerkschaftsarbeit ist moderne Caritas. Ein Stück dieser Caritas. Ein Kernstück.“⁴³

Auf die Anfrage der Berliner Boulevardzeitung „Acht Uhr Abendblatt“ Weihnachten 1927: „Genügen die alten Kirchen den religiösen Bedürfnissen der Gebildeten und der breiten Massen oder empfiehlt sich die Gründung einer neuen Konfession?“ gab er eine Antwort, deren Kernsatz war: „Jenseits meiner Grenzen, die nicht Grenzen des Religiösen, sondern Grenzen des Konfessionellen sind, pocht unablässig die Sehnsucht nach neuer Gestaltung. Das ist, merket, soziale Gestaltung des Religiösen . . . Religion steht und fällt in der Geschichte mit ihrer schöpferischen Form! Sie ist Rhythmus! Sie ist Gemeinschaft! Sie ist Volksatem! Das ist der Sinn Steiners! Das ist der Sinn Rittelmeyers! Das ist der Sinn Weißenbergs! Der Sinn der Sekte, der Theosophie, des religiösen Sozialismus! . . . Ein feiner Beobachter sprach neulich von der Übersetzung des Individualismus in die ‚soziale Oktave‘.“⁴⁴

Man macht sich heute von dem Elend im damaligen Berlin keine Vorstellung mehr. Heinrich Zilles Zeichnungen⁴⁵ von den Hinterhöfen und Hinterhäusern der Armutsviertel hätten – allerdings ohne die Texte – als Illustrationen der Sonnenscheinschen Beschreibungen dienen können. Zilles „Hang zum Rinnstein“⁴⁶ galt als suspekt, und ebenso verdächtig war Käte Kollwitz wegen ihrer „Armeleutenmalerei“⁴⁷. In seinem Berliner Aufruf „Der Ruf der Stunde“ vom 24. August 1924 sagt Sonnenschein: „Es ist schon so, wie Käte Kollwitz die Häuser und die Höfe malt. Ich schäme mich in diesem Norden und Nordosten die zehn Gebote zu predigen, wenn ich nicht in rastloser Hingabe helfe, daß sie erfüllt werden können.“⁴⁸

Sonnenschein kämpfte gegen die Sozialisten und warb um sie: „An seiner Form“ (des Proletariats), sagte er auf der Festrede vor der Internationale katholischer Arbeiter im Sommer 1928, „arbeiten neben uns die Sozialisten. Neben Ketteler der

⁴² „Ebert“, in: „Notizen“, Heft 1, S. 52.

⁴³ „Notizen“, Heft 10, S. 49.

⁴⁴ „Notizen“, Heft 8, S. 73.

⁴⁵ Vgl. Das Heinrich Zillewerk, 3. Bd., 1926; Das große Zillealbum, 1927; Das Zillebuch, 1929.

⁴⁶ Walther Kiaulehn, Berlin – Schicksal einer Weltstadt, München-Berlin 1958, S. 311 f.

⁴⁷ ebenda, S. 512.

⁴⁸ „Germania“ vom 31. 8. 1924, abgedruckt in: Dr. C. Sonnenschein zum Dank und Gedenken – Gesammelte Erinnerungsblätter, Paderborn 1929, S. 23.

geniale Lassalle. Aus anderem Boden als wir. Hätten sie im Atem des hl. Franziskus gelebt, wir stünden heute nicht im Florettkampf mit ihnen. So aber stehen wir als eigene Bewegung. Als Konkurrenz neben ihnen. Sie sind geboren dort, wo Christus gestorben ist. Sie haben ihn nur im Sarge gesehen. Im Sarge eines Staatschristentums, das sie lebendig, nie gotisch erfüllte.“ Und in derselben Rede finden sich zwei für Sonnenschein sehr charakteristische Sätze: „Lösung muß tiefer sein: Heutiger Kapitalismus ins Soziale umgeformt! . . . Lösung ist Neuordnung der Dinge. Aus vitaler Kraft. Aus der Tiefe. Proletariat in die Menschheit herzlich eingeordnet. Die Geburt dieser neuen Form ist das Schicksal der heutigen Welt. Lasset uns klar sehen. Es wird siegen das Leonische Rom oder das Leninsche Moskau.“⁴⁹

Zu Sonnenscheins Vorträgen im Norden und Osten Berlins kamen viele Arbeiter, die Freidenker aus Tradition oder Überzeugung waren; er packte sie ebenso hart an wie die Reichen im Westen Berlins, aber in einer Form, daß sie es hinnahmen, oft respektierten. Er sprach gegen Feuerbestattung, die damals stark in sozialistischen Kreisen propagiert wurde, und Jugendweihe, die immer mehr aufkam, er bekämpfte das Freidenkertum und dessen Folgerungen, vor allem die Ehescheidung, die Werbung zum Kirchenaustritt, die Verbannung kirchlicher Literatur aus den Bibliotheken, die städtische Eheberatung mit ihrer Sexualaufklärung sowie deren positive Stellung zur Abtreibung und zu Präventivmaßnahmen⁵⁰.

Politisch trat Sonnenschein stets als Angehöriger der Zentrumsparterie auf. Zwar bestanden zwischen ihm und dem konservativen Flügel der Zentrumsparterie nach wie vor erhebliche Meinungsgegensätze. Aber um der Aufgabe willen, die Berliner Katholiken zu sammeln und zu integrieren, mäßigte er seine Kritik an der Kirche und an der Partei und an den restaurativen Tendenzen bestimmter katholischer Kreise; er dämpfte seine Radikalität. Sonnenschein selber schienen die Bedingungen des Wirkens in der Diaspora andere zu sein als in überwiegend katholischen Gebieten. In den eigentlichen sozialen Forderungen machte er keine Konzessionen, aber er scheute sich, darüber hinaus Anstoß zu erregen. Das fiel ihm nicht leicht und gelang ihm auch nicht immer.

Die Integration der Berliner Katholiken war ja nicht Selbstzweck, sondern sollte der Realisierung von Sonnenscheins kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen dienen. Sie durfte daher nicht durch politische Differenzen beeinträchtigt oder gehindert werden. Seine Pläne einer Revolutionierung der Zentrumsprogrammatische gab er nicht auf, aber zunächst kam es darauf an, den Katholiken in Berlin an die lebendige Gemeinschaft in allem und jedem zu gewöhnen, auch im politischen. Der politische Sammlungsort der Katholiken war für ihn die Zentrumsparterie; mit zum Teil reichlich autokratischen Methoden und Eingriffen suchte er die Katholiken in dieser politischen Einheitsfront zusammenzuführen und zusammenzuhalten; so verlangte er bedenkenlos von den Berliner Geistlichen, sie

⁴⁹ „Notizen“, Heft 10, S. 19 ff.

⁵⁰ Die Sozialdemokraten und die Kommunisten, die die städtische Eheberatung eingeführt hatten, verfügten über die absolute Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung.

hätten mit aller Kraft und rücksichtslos dafür zu sorgen, daß die katholische Bevölkerung Zentrum wähle.

Zugleich aber baute er systematisch in Berlin eine katholische Sondergesellschaft auf, wie sie sich im Westen und in Süddeutschland schon vor Jahrzehnten gebildet hatte. Eine Literaturgesellschaft zur Pflege katholischer Theaterstücke entstand, eine katholische Rundfunkarbeitsgemeinschaft, eine katholische Vortragsorganisation rief er ins Leben. Sonnenschein hat es sehr bedrückt, daß der Katholizismus in seiner geistigen, literarischen und künstlerischen Potenz dem nichtkatholischen Bereich seit Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr gewachsen war – vielleicht eine Folgeerscheinung der Selbstabkapselung. Er sagte selbst: „Nicht die wissenschaftliche und auch noch nicht die künstlerische, die soziale Arbeit ist für uns charakteristisch . . . Es war außerordentlich schwierig für den Katholizismus, in einer Reihe von Grenzgebieten aktiv tätig zu sein. Er zog sich in sich selbst beschaulich, fast müde zurück. Die Literatur jener Jahrzehnte war nur für uns geschrieben.“⁵¹ Nachdem der Ghettozustand aufgehört hatte, wollte Sonnenschein auf diese Weise das literarische und künstlerische Selbstbewußtsein stärken.

So gründete Sonnenschein eine besondere katholische Volkshochschule mit einem umfangreichen und gehaltvollen Vortragsprogramm, den Geschichtsverein „Katholische Mark“, um durch die Verlebendigung des „märkischen Mittelalters“ das katholische Traditionsbewußtsein zu wecken, die Berliner Katholiken in ihrer Heimat zu verwurzeln. Im Gründungsaufwurf heißt es: „Die Tatsache, daß unsere evangelischen Mitbürger die Denkmäler gerade des märkischen Mittelalters vielfach sorglich behütet haben, überhebt uns nicht der Pflicht zu ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung und volkstümlichen Verbreitung.“ Er veranstaltete sonntägliche Wanderungen. Manche Exkursionen leitete er selbst und erwies sich hier als Kenner und Lehrer der märkischen Geschichte.

Der katholische Wassersportverein „Märkischer Wassersport“ war ebenfalls Sonnenscheins Schöpfung. Neben dem Bootshaus errichtete er ein Kirchlein. Es gab ein allgemeines Arbeitsamt für die Gesamtinteressen der studierenden Katholiken Deutschlands, die Vereinigung katholischer Akademiker, den Kreis katholischer Künstler und eine akademische Lesehalle. Die „Weltbühne“, eine von Carl von Ossietzky herausgegebene Zeitschrift der intellektuellen unabhängigen Linken, sprach von der „mit intelligenter Gastlichkeit eingerichteten, Studenten, Kaufleute, und Arbeiter aller Bekenntnisse und aller Parteien willkommen heißenden weltklösterlichen Bücherstube“⁵². Hier erschien das „Anzeigenblatt“, das durch Hinweise und Rezensionen der Pflege katholischer Buchkultur diente. Sonnenschein saß im Konsortium der Sankt-Joseph-Siedlung und hat eine katholische Siedlungsaktion, das „katholische Dorf“, sowie ein Werbebüro errichtet. Er schuf Einrichtungen für die Ausländerseelsorge und gab ein besonderes Mitteilungsblatt „Italiani in Berlino“ heraus.

Sonnenschein tat so, als ob die katholische Großgemeinde in Berlin schon exi-

⁵¹ Carl Sonnenschein, *Der Katholizismus*, a. a. O., S. 424 u. 427.

⁵² „Weltbühne“ vom 7. 11. 1926, abgedruckt bei Thrasolt, a. a. O., S. 365.

stiere, deren Organisationsgefüge nach seinem Plan, dank seiner Initiative und auch der Aktivität zahlloser, vielfach von ihm ausgewählter und an der rechten Stelle eingesetzter Helfer entstand. Es war unter seiner Führung ein rechtlich in keiner Weise organisierter Dachverband von Vereinen, aber ohne Vereinsmeierei. Sie verabscheute er ebenso wie alles Muffige und Spießige. Unablässig drängte er auch sehr rücksichtslos und anspruchsvoll auf Qualität, Niveau und Format. Diese katholische Sondergesellschaft in Berlin, die er geschaffen hatte, sollte nicht die Tendenz zur Selbstabkapselung haben, sich nicht aus Inferioritätsgefühl abschirmen, sondern aus einem starken Sendungsbewußtsein aktiv zu einem entscheidenden Gestalter der Reichshauptstadt und damit des Reiches werden.

Das Hauptquartier des Sonnenscheinschen Organisationsgefüges war sein Büro, das SSS, das Sekretariat sozialer Studentenarbeit in der Georgenstraße nahe dem Bahnhof Friedrichstraße; hier war ein ständiges Kommen und Gehen, ein unheimliches Gewimmel und ein unablässig erregender Betrieb auf engstem Raum. Was dort gleichzeitig in der Fülle und Vielfalt alles erledigt und geredet wurde, übersteigt alle Vorstellungen. In diesem Trubel arbeitete Sonnenschein, oft bis tief in die Nacht hinein, wenn er nicht durch Veranstaltungen in Anspruch genommen war, mit einer schon ans Unheimliche grenzenden Vitalität, trotz ständiger Umschaltung präsent und konzentriert. Nicht nur, daß er hier seine Vereine und Veranstaltungen organisierte – hier redigierte er auch. Die Zahl der Berliner Journalisten, die am Umfang ihrer Publikationen gemessen ihn übertrafen, wird nicht sehr groß gewesen sein.

Die Hauptaufgabe in der Georgenstraße war – zu helfen. Thrasolt hat Sonnenscheins Büro „Generalzufluchtsstätte“, ihn selbst den „allgemeinen Nothelfer der Weltstadt Berlin“ genannt⁵³. Die Not gerade in der Millionenstadt Berlin war ja in den Jahren von 1920 bis 1924 unbeschreiblich groß. Sie ließ erst von 1925 an langsam nach, blieb aber nach Grad und Umfang immer noch eine grauenhafte Erscheinung. Sonnenschein war ungemein praktisch und findig; er wollte nicht nur helfen, sondern er verstand zu helfen, vor allem Hilfe zu organisieren. Er bat nicht – vor allem auf Abendgesellschaften – um finanzielle Hilfe, sondern er forderte sie, er ordnete sie an. Er war darin so unwiderstehlich – lediglich Oskar von Miller, der Gründer des Deutschen Museums in München, war ihm in dieser Hinsicht gewachsen –, daß manche Begüterte Einladungen nur dann annahmen, wenn sie sicher waren, daß Sonnenschein nicht eingeladen war. Dieser aber brachte es fertig, auch ungeladen zu erscheinen.

Sonnenschein half, wo Not war, wo er sie zu erkennen glaubte, ohne Rücksicht auf Konfession, Stand und Würdigkeit. Er fragte nicht nach kirchlicher Zugehörigkeit – auch Katholiken nicht nach kirchlichem Verhalten. Er half durch Vermittlung von Arbeit und Nebenbeschäftigung, durch Stipendien und Überbrückungsbeträge, durch Besorgung von Krankenhaus- und Erholungsplätzen; er beschaffte Möbel, Hausrat und Kleider. Das Motiv war nicht Proselytenmacherei oder Werbung, sondern Nächstenliebe.

⁵³ Thrasolt, a. a. O., S. 259.

Thrasolt sagt von Sonnenscheins Wirken: „Wenn sie Seelsorge war, so war sie kaum einmal direkte, eigentliche Seelsorge, sondern indirekte Seelsorge durch Leibsorge, Sorge für die Seele auf dem Umweg über den Leib.“⁵⁴ Tucholsky hat dieses Wort in seiner Rezension der Thrasoltschen Biographie aufgegriffen und hinzugefügt: „Er war für sich eine ganze Heilsarmee.“⁵⁵ Sonnenschein ist sicherlich oft getäuscht, aber trotzdem nie entmutigt worden. Sein missionarisches und sein caritatives Wirken stellten eine Einheit dar. Er kannte und verstand das Elendsmilieu, in dem er wirkte, aber er erlag ihm nicht, er blieb in Distanz. Der Vergleich mit den französischen Arbeiterpriestern trifft nicht zu.

Am 20. Februar 1929 ist er gestorben. Der Leichenzug ging von der Hedwigskirche zum Friedhof in der Luisenstraße. Es war eine der größten Beerdigungen, die Berlin gesehen hat. Es gab kaum eine Berliner Zeitung – mit Ausnahme der kommunistischen und nationalsozialistischen –, die nicht voll Respekt in Kenntnis seines Wirkens einen Nachruf gebracht hätte.

Jeder, der in Berlin den Namen Sonnenschein kannte, wußte, daß er katholischer Priester war; aber er war doch in dieser Zeit zu einer überkonfessionellen Erscheinung geworden. Weit über den Bereich des katholischen Berlin hinaus war er vor allem in den großen Elendsvierteln des unkirchlichen oder gar antikirchlichen Proletariats eine wahrhaft populäre Gestalt, und gerade deswegen wiederum bekannt in bürgerlichen Kreisen. Sein Name war in vieler Munde, und das wollte in dieser Riesenstadt etwas bedeuten. Denn in der Tagespresse war selten von ihm die Rede. Er war der große Mann der kleinen Leute. Nicht nur das. Gerade in nichtkatholischen intellektuellen Kreisen der Generation zwischen zwanzig und vierzig, die für eine innere Stabilisierung, aber auch Reformierung der Weimarer Republik wirkten, genoß Sonnenschein großes Ansehen.

Aber auch in den Kreisen des aktiven Protestantismus waren es nicht wenige, die mit großer Achtung und ehrlicher Bewunderung von Sonnenschein sprachen. Das gilt etwa von dem verstorbenen Bundesminister Tillmanns, der in der „Studentenhilfe“ eng mit ihm zusammengearbeitet hat. Ein militanter Antiprotestant ist Sonnenschein nicht gewesen. Er verschwieg und verkleisterte andererseits nicht die Unterschiede. Konfessionelle Enge lag ihm fern. Bezeichnend ist sein Wort aus dem Jahr 1927: „Hier aber gilt die Probe! ‚Hic saltat!‘ Ob wir Sozialisten, Dissidenten, Kommunisten, ob wir entchristlichte Menschen zurückerobern. Hierher weist der Pfeil unseres Marsches . . . In die heidnische Weltstadt! Nicht in gläubig evangelisches Feld!“⁵⁶

Innerhalb des Berliner Klerus blieb er eine umstrittene Figur; die Auseinandersetzung wurde aber, wenn überhaupt, in der Stille, nicht mehr in der Öffentlichkeit ausgetragen. Zwischen dem konservativen Nuntius Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., den er schon von seiner römischen Zeit her kannte, und ihm scheint

⁵⁴ ebenda, S. 270.

⁵⁵ Kurt Tucholsky, Carl Sonnenschein (zuerst erschienen in der „Weltbühne“), abgedruckt in: Kurt Tucholsky, *Gesammelte Werke*, Bd. III, Hamburg 1961, S. 760.

⁵⁶ „Notizen“, Heft 8, S. 20.

ein distanzierteres, wenn nicht gar zeitweise gespanntes Verhältnis bestanden zu haben. Für das Gros der Berliner Katholiken war Sonnenschein der Mittelpunkt von großer Autorität, geliebt und respektiert zugleich; er galt ihnen als ihr ungeliebter Bischof. Bevor das Bistum noch gegründet wurde, schien es durch ihn im Bewußtsein der Berliner Katholiken schon zu existieren. Daß dies „als ob“ bestand, war sein Werk. Während der Verhandlungen über das preußische Konkordat sagte mir der liberale Kultusminister Becker 1928, er wisse nicht, warum sich die Demokraten im Landtag, vor allem Höpker-Aschoff, der damals preußischer Finanzminister war, so entschieden gegen die Errichtung eines Bistums in Berlin wehrten. Faktisch bestände es schon durch Sonnenschein; durch das Konkordat würde die Institutionalisierung nur nachgeholt. Diese Integrierung von 400 000 Katholiken in einer ausgesprochen weltlichen Weltstadt, einer Zentrale modernen „Großstadt-heitentums“, zu einer lebensvollen, ihrer selbst bewußten Gemeinschaft im wesentlichen durch eine einzelne Persönlichkeit ist schon eine sehr ungewöhnliche Leistung. Aufs Ganze gesehen ist Sonnenschein aber auch in der Frühzeit der modernen Massengesellschaft eine höchst interessante Gestalt. Er konnte virtuos mit ihr umgehen, er begriff sie, er verstand in ihr zu wirken, führend zu wirken, aber er erlag dem Massegeist nicht. Er beherrschte souverän die Kunst der Propaganda. Die meisten propagieren, was sie nicht glauben, oder können nicht propagieren, was sie glauben. Bei Sonnenschein bestand zwischen den eigenen Ideen und der Technik, für sie zu werben, keine Entfremdung; sie entsprachen einander. Er hatte keine Hausmacht, er konnte sich nicht auf mächtige Organisationen stützen. Ihn baute niemand auf, keine Organisation und keine Presse. Was er war, war er allein durch sich selber. „Wenn man daran denkt, daß er von niemand ‚freigestellt‘ war, sondern sich jede Mark für sein Büro, für seine Caritas zusammengebettelt hat . . . , dann steht man vor einer Erscheinung, die in unserer Zeit der beamtenmäßigen Caritas, der bezahlten Bürokratie in allen ‚Bewegungen‘ der staatlichen Subvention für jede gemeinnützige oder angeblich gemeinnützige Unternehmung schlechthin heroisch zu nennen ist.“⁵⁷

Sonnenschein war unter den Geistlichen der nachbismarckschen, der wilhelminischen und der Weimarer Zeit eine der markantesten Gestalten und unter den Katholiken wohl die einzige charismatische Erscheinung in diesen Jahrzehnten.

⁵⁷ Emil Ritter, in: „Deutscher Weg“, Heft Nr. 22, abgedruckt in: Dr. C. Sonnenschein zum Dank und Gedenken – Gesammelte Erinnerungsblätter, Paderborn 1929, S. 13f.